

## **Alles im Griff oder Aufwachsen in gemeinsamer Verantwortung?**

### **Paradoxien des Präventionsanspruchs im Bereich Früher Hilfen**

Schriftliche Fassung des Vortrags auf der Fachtagung „Frühe Hilfen für Eltern und Kinder“ der Evangelischen Akademie Tutzing in Kooperation mit dem Nationalen Zentrum Frühe Hilfen (DJI/BZgA), 18. – 20.4. 2008

**Elisabeth Helming, Dipl.Soziologin**

Deutsches Jugendinstitut e.V.  
Postfach 90 03 52  
D-81503 München  
Abt. Familie/Familienpolitik  
Projekt: Pflegekinderhilfe  
  
☎ +49(0)89 6 23 06-144  
helming@dji.de

„Gesellschaftliche Ideologien enthalten in der Praxis oft paradoxe Elemente, vor allem wenn sie mit absolut gesetzten Werten wie Freiheit oder Gleichheit operieren. Beispiele: So werden, um eine „freiheitliche“ Ordnung aufrecht zu erhalten, Maßnahmen eingesetzt, die die Freiheit einschränken (z. B. McCarthy-Ära in den USA oder auch die aktuellen Debatten um die Einschränkung von Bürgerrechten im Anti-Terror-Kampf). Umgekehrt wurden in kommunistischen Ideologien, um das Ideal der „Gleichheit“ zu erhalten, Systeme etabliert, in denen einige deutlich „gleicher“ waren als andere. Praktisch alle politischen Ideologien, in denen „der Zweck die Mittel heiligt“ beinhalten diese Paradoxie: In der Durchsetzung bestimmter Werte für die Zukunft werden die gleichen Werte in der Gegenwart geopfert. Wie bei vielen Paradoxien entsteht der Widerspruch auch hier durch die Anwendung eines Prinzips (Freiheit, Gleichheit) auf sich selbst bzw. auf die Bedingungen, die dieses Prinzip ermöglichen sollen).

Ein weiteres Beispiel für psychologische Paradoxien sind die so genannten „gemischten Botschaften“, wenn zwischen dem was gesagt wird und der Art wie es gesagt wird, ein Widerspruch besteht.“ „Ein Dilemma (griechisch δῖ-λημμα: „zweigliedrige Annahme“, Plural: Dilemmas oder Dilemmata), auch Zwickmühle, bezeichnet eine Situation, die zwei Wahlmöglichkeiten bietet, welche jedoch beide zu einem unerwünschten Resultat führen. Es wird durch seine Ausweglosigkeit als paradox empfunden. Auch der Zwang zu einer Auswahl zwischen zwei positiven Möglichkeiten kann ein Dilemma sein.“ (Wikipedia)

---

#### **I. Einleitung 2**

---

#### **II. Paradoxien des Präventionsanspruchs 4**

- 
1. *Durch Überwachen Zugang finden? Frühwarnsysteme und Screening 4*
  2. *Der Präventionsanspruch zwischen individueller Elternverantwortung und gesellschaftlicher Verantwortung für Lebensbedingungen 9*
- 

#### **III. Gerechtes Aufwachsen ermöglichen: Förderung guten Lebens von Müttern, Vätern und Kinder 14**

---

#### **IV. Schlussgedanken 24**

- 
1. *Wie lernen Menschen? 25*
  2. *Fehler-Kultur 26*
- 

#### **V. Literatur 29**

---

## I. Einleitung

Aufwachsen von Kindern in gemeinsamer Verantwortung – von Müttern und Vätern und dem gesamten, die Familie jeweils umgebenden sozialen Raum – wer würde dies in Frage stellen? Dass sich in Deutschland Frühe Hilfen entwickeln und mit großer Verve aufgebaut werden (siehe dazu z.B. Sann/Schäfer/Stoetzel 2007; Helming et al. 2006), dass es eine Diskussion gibt darum, dass Mütter und Väter gerade in der frühen Zeit mit den Kindern rund um die Geburt Unterstützung brauchen, ist ein Ausdruck dessen, dass sich die Gesellschaft dieser Mitverantwortung wieder mehr bewusst ist. In diesem Kontext steht ja auch diese Tagung.

Und dennoch habe ich ein Fragezeichen gesetzt. Wir wissen, dass es Eltern gibt, die diese Verantwortung nicht tragen – nicht alleine tragen können oder gar nicht tragen können, Fälle, in denen der Staat teils oder ganz Verantwortung übernimmt und übernehmen muss.

Und wir können Aspekte benennen, in denen der Staat in nicht ausreichendem Maß Mitverantwortung für das Aufwachsen der Kinder übernimmt, sei es in Einzelfällen, in denen SozialarbeiterInnen offensichtlich versagt haben in Verbindung auch mit nicht mehr verantwortbaren Strukturen in Kommunen, wenn z.B. Ressourcen des Allgemeinen Sozialdienstes immer mehr verringert werden<sup>1</sup>, Fachkräfte keine Supervision erhalten, zeitlich überlastet sind oder insgesamt Jugendhilfeleistungen so gekürzt werden, dass Kinder nicht mehr fremdplatziert werden sollen, wenn es notwendig ist usw., aber auch in Bezug auf mangelnde Unterstützungsangebote für Mütter und Väter oder sei es auf einer allgemeineren Ebene, durch mangelnde Kinderbetreuungseinrichtungen, veraltete Schulformen, wachsende Armut eines bestimmten Teils der Bevölkerung, insbesondere von Kindern usw. (siehe dazu z.B. Prömmel 2007, Hurrelmann/Andresen 2007).

Gleichzeitig sind die Ansprüche an die „Qualität“ des Nachwuchses gewachsen, an das, was Mütter und Väter leisten müssen – was in Bezug auf die Familien in gravierenden Unterversorgungslagen momentan jedoch vom Staat her auch mit vermehrten, disziplinierenden Interventi-

---

<sup>1</sup> „Es gibt in Deutschland keine Standards für die Personalausstattung bei den für den Kinderschutz zuständigen Sozialen Diensten. Noch 2003 war ein Mitarbeiter für im Durchschnitt 50 Fälle zuständig, heute ist die Zahl weitaus größer. Wie vor einem Jahr beim „Fall Kevin“ in Bremen, hört man nun bei der kleinen Lea-Sophie erneut davon, dass Jugendamtsmitarbeiter für 150 Fälle Verantwortung übernehmen mussten. In einer solchen Situation war ein so folgenschweres Versäumnis absehbar. „So gesehen gibt keinen Grund über den Tod von Lea Sophie überrascht zu sein“, so Nodes, der darauf hinweist, dass die Leiterin des Schweriner Jugendamtes, Heike Seiffert, bereits in 2006 bei der Diskussion um Haushalt und Personalbemessung von einer Situation massiver Überlastung sprach und als Folge Kindeswohlgefährdungen nicht ausschließen wollte. Viel zu wenig Wert wird auf die Qualifikation und Weiterbildung des Personals gelegt, so der DBSH. So sind systematische Fortbildungen, Praxisbegleitung und Supervision in den meisten Jugendämtern eher die Ausnahme. Besorgten sich in der Vergangenheit viele Mitarbeiter auf eigene Kosten geeignete Fortbildungen, so ist ihnen diese heute – bei einem Anfangsgehalt von ca. 2200 Euro brutto - nicht mehr möglich.“ Pressemitteilung des Deutschen Berufsverbandes für Soziale Arbeit e.V., 28.11.2007; <http://www.dbsh.de/html/presse.html>

onsbestrebungen beantwortet wird. Alte Denk- und Handlungsmuster der Fürsorge scheinen in einer einseitigen Konzentration der Diskussion von Prävention in Form von Screening und Risikoeinschätzungen auf: das gefährdete Kind, das vorrangig das Kind von armen Leuten und von Außenseitergruppen ist, das *Kind* als Objekt der Sorge, statt es im Zusammenhang zu sehen mit den Müttern vor allem, aber auch den Vätern und deren Möglichkeiten und Lebensbedingungen.

Wird Prävention so verstanden, dann wird sie m.E. paradoxerweise zu einer Art Verweigerung von Seiten des Staates, *gemeinsam* mit den Eltern für das gute Aufwachsen von Kindern Verantwortung zu tragen.<sup>2</sup> Präventive Konzepte können einen unterdrückenden oder einen unterstützenden Ansatz beinhalten.

Um diese – provokativ und damit zugespitzt formulierte – These herum möchte ich im Vortrag sozusagen Kreise ziehen.

Ich möchte im nächsten Abschnitt zunächst kritisch zwei Aspekte beleuchten, die m.E. mitschwingen in den momentanen Bemühungen um frühe Prävention:

## II. Paradoxien des Präventionsanspruchs

1. Durch Überwachen Zugang finden? Frühwarnsysteme und Screening im Bereich der Frühen Hilfen
2. Präventionskonzepte zwischen individueller Elternverantwortung und gesellschaftlicher Verantwortung für gute Lebensbedingungen

Und dann im folgenden Absatz (Punkt III) Überlegungen anstellen zur anderen Seite des Präventionsanspruchs im Bereich der Frühen Hilfen: Gedanken zur Förderung guten Lebens von Müttern, Vätern und Kinder, oder wie das Thema des Deutschen Jugendhilfetages in diesem Jahr heißt: Gerechtes Aufwachsen ermöglichen.

---

<sup>2</sup> „Die Frage, wann und in welcher Weise der private Lebensraum eines Kindes und einer Familie vom Staat beobachtet, bewertet und zum Gegenstand einer Intervention gemacht werden kann und soll, berührt die grundlegende Frage des Verhältnisses von Öffentlichkeit und Privatheit, von gesellschaftlicher Kontrolle und individueller Freiheit. Wie diese Frage in der Gesellschaft diskutiert wird, hat Auswirkungen für das Selbstverständnis und für die Handlungsmöglichkeiten der Jugendhilfe: Es geht darum, ob die Jugendhilfe die mittlerweile gefundene Balance zwischen einer modernen Dienstleistungskonzeption einerseits und dem Aufrechterhalten des Schutzgedankens andererseits wirkungsvoll und zum Wohle der Kinder und Jugendlichen ausgestalten kann.“  
Stellungnahme des Bundesjugendkuratoriums: Schutz vor Kindeswohlgefährdung – Anmerkungen zur aktuellen Debatte. [http://www.bundesjugendkuratorium.de/pdf/2007-2009/bjk\\_2007\\_stellungnahme\\_schutz\\_vor\\_kindeswohlgefahrdung.pdf](http://www.bundesjugendkuratorium.de/pdf/2007-2009/bjk_2007_stellungnahme_schutz_vor_kindeswohlgefahrdung.pdf) 28.3.2008

## II. Paradoxien des Präventionsanspruchs

### 1. *Durch Überwachen Zugang finden?* *Frühwarnsysteme und Screening*

Im Bereich der Frühen Hilfen zeigt sich das so genannte Präventionsdilemma in besonders hohem Maß: Wie sind Eltern zu motivieren, erstens überhaupt Hilfe und Unterstützung anzunehmen, sich zu öffnen für Angebote und zweitens dabeizubleiben, die Hilfe nicht abubrechen, da das Kind noch nicht „in den Brunnen“ gefallen ist, die Eltern noch keine Probleme in der Erziehung ihrer Kinder haben bzw. noch nicht als problematisch wahrgenommen werden – wie möglicherweise später dann von ErzieherInnen, LehrerInnen, Fachkräften der Jugendhilfe? Gerade Eltern, die aufgrund ihrer eigenen Geschichte sozialer Deprivation dringend Unterstützung brauchen würden, damit ihre Kinder psychisch und physisch gesund aufwachsen, suchen von sich aus eher keine Hilfe; dass sie diverse Gründe dafür haben, darauf kann ich hier nur kurz eingehen: Die Eltern, die mit ihren Kindern in Armutssituationen leben, haben oft eigene sehr negative Bildungskarrieren und Erfahrungen. Die Ausgrenzung von Familien auf der materiellen und sozialen Ebene führt zu großer Empfindlichkeit, zu schnell verletztem Stolz und auch Widerstand auf Seiten der Familien, der leicht wieder negativ interpretiert werden kann, insbesondere von sozialen Diensten, Schule, Kita. So entstehen Spiralen gegenseitiger Abwehr (siehe dazu auch Helming 1999). Wenn man ihnen also Hilfe anbietet, erleben sie dies oft auch als Einmischung und Kontrolle – was es ja auch zum Teil ist, eine Wiederholung von Abwertungserfahrungen. Die Ablehnung von Hilfeangeboten dienen vielleicht auch der Aufrechterhaltung des Gefühls der Achtung vor sich selbst, „zeigen Stärke und Entschlossenheit, die die Klienten in andern Bereichen auch entwickeln könn(t)en, verdeutlichen den Wunsch, eigene Vorstellungen der Problemlösung umzusetzen, dienen dem Schutz vor Hoffnung und vorweggenommener, abermaliger Enttäuschung“ (Conen 1999: 287; dazu auch Conen/Cecchin 2007, Nitsch 2006).<sup>3</sup> Frühe Hilfen sollen die Eltern unterstützen, ihre Kinder auf feinfühlig und respektvolle Art adäquat zu versorgen, ihre Sicherheit zu garantieren, ihr Bindungsstreben zu beantworten und ihre Motivation zum Lernen zu fördern – und unterstellen damit in gewisser Weise, dass Eltern von sich aus nicht in der Lage dazu sind. Hilfs- und Unterstützungsangebote können auch einen Aspekt sozialer Abwertung enthalten, sie definieren die NutzerInnen der

---

<sup>3</sup> Das hat Marie-Luise Conen in ihrem Vortrag ja eindrucksvoll beschrieben.

Hilfe immer auch als „hilfsbedürftig“, d.h. defizitär. Daraus ergibt sich das Problem des Zugangs der Frühen Hilfen zu den Eltern, das in der Praxis in vielfältiger Weise diskutiert wird. Eine Richtung dieser Diskussion beinhaltet den Versuch, mit Screening in Geburts-Kliniken, verpflichtenden Untersuchungen der Kinder und einer Implementierung von so genannten Frühwarnsystemen bestimmte Familien besser im Blick zu haben und zu überwachen. Dieser Versuch, das Präventionsdilemma zu lösen, ist entlehnt aus dem Bereich der Technik und folgt einer Reparaturlogik, das drückt sich auch aus in einer technikorientierten Sprache, wie im folgenden Beispiel in einem Text über Frühwarnsysteme (Hensen 2005: 7f; Hervorhebungen d.Vf.):

„Wenn man die negativen Entwicklungen im Prozess des Aufwachsens zu einem früheren Zeitpunkt als bisher beeinflussen und ihnen gegensteuern will, *müssen solche schwachen Signale erkannt und systematisch auf ihr Gefahrenpotenzial hin überprüft werden*. Erst wenn die *Schwelle* bekannt ist, bei der der *Normalzustand* verlassen und sich ein kritischer Zustand erwarten lässt, kann frühzeitig gehandelt werden. Allerdings gibt es in den meisten Fällen nicht nur eine Schwelle, die Anzeichen einer Krise oder eines manifesten Problems signalisiert, meist wirken viele und komplexe Einflussfaktoren auf das Aufwachsen von Kindern und damit auf mögliche Risikoentwicklungen. Daher müssen verschiedene Sachverhalte und Wahrnehmungen als Indikatoren herangezogen und beobachtet werden, um ein *eindeutiges Bild* zu bekommen und entsprechende Hilfeleistungen anbieten zu können.“ –

Kinder kommen noch vor in diesem Text, Mütter und Väter nicht mehr. Auch wenn die Komplexität des Lebens von Kindern erwähnt wird, werden hier Begriffe verwendet („*schwache Signale*“, *Schwelle*, *Normalzustand*, *kritischer Zustand*) die aus der Reglertechnik stammen, und zum Schluss erhält man ein „*eindeutiges Bild*“ – also alles im Griff?<sup>4</sup> Ein ähnlicher Überwachungsanspruch findet sich in den Handlungszielen des Stadtjugendamtes München zu Frühen Hilfen für 2008: „Zum Schutz für gefährdete Kinder wird ein soziales Frühwarnsystem mit

---

<sup>4</sup> Der Systemiker Heinz von Foerster spricht vom Unterschied trivialer und nicht-trivialer Maschinen: Menschen sind – so von Förster – Nicht-triviale Maschinen: „Eine triviale Maschine ist durch eine festgelegte Input-Output-Beziehung gekennzeichnet. ... Triviale Maschinen sind einfach zu untersuchen. Sie sind voraussagbar, weil ihre Operationsregel unverändert bleibt. Wir können ihre Funktionsweise durch Untersuchung und Vergleich der Input-Output-Paare ermitteln. Sie identifizieren diese Maschine eindeutig. Da die Anzahl der zu untersuchenden Möglichkeiten überschaubar ist, ist das Identifikationsproblem trivial. Das heißt, das Verfahren, nach dem sie arbeiten, lässt sich ohne Schwierigkeiten finden. Dagegen sind nicht-triviale Maschinen nicht voraussagbar. Sie sind von ihrer Vergangenheit abhängig, weil sich ihre Transformationsregeln in Abhängigkeit von ihren inneren Zuständen ändern. Wie die Theorie der Kombinatorik lehrt, ist in diesem Fall das Identifikationsproblem nicht trivial, weil die Anzahl der in Frage kommenden Möglichkeiten zu groß ist.“ (Diese Definition stammt von der Internet-Seite: <http://www.uni-koblenz.de/~ods/jgroe/konstruktivismus/lerntheo.htm>, Hervorhebung d.Vf.)

regionaler Differenzierung in allen Sozialregionen aufgebaut. *Alle Familien mit besonderen Risiken werden anhand eines geeigneten Systems sozialer Indikatoren ermittelt und dauerhaft und systematisch beobachtet.* Krisenhafte Entwicklungen werden erkannt.<sup>5</sup> (Beschluss 2007:12, Hervorhebung d.Vf.) – Abgesehen davon, dass ich mir nicht so ganz vorstellen kann, wie diese Beobachtung denn tatsächlich ablaufen soll, frage ich mich auch, was das bringt, Familien dauerhaft und systematisch zu beobachten. Natürlich soll den Familien dann auch passgenaue Hilfe angeboten werden, aber während der Beschluss sich sehr ausführlich über die systematische Früherkennung auslässt, wird über die Art und Weise möglicher Hilfen – außer dem Besuch von Kinderkrankenschwestern – kaum gesprochen. Zudem frage ich mich, ob Hilfsangebote noch überzeugend sind, wenn sie aus einer solchen Haltung resultieren, die tendenziell einer Logik der Verdächtigung gleicht? Auch das ein Paradox: Förderung der Feinfühligkeit von Eltern gegenüber Kindern aus dieser Logik heraus<sup>6</sup>: Verführt ein durchgehender Screening-Blick, der ja bereits in der Schwangerschaftsvorsorge beginnt, nicht auch die Mütter und Väter dazu, die Kinder ängstlich auf ihre Normalität hin zu überprüfen?<sup>7</sup>

*Zwischenbemerkung: Verstehen Sie mich bitte nicht falsch, wenn ich so ausführlich und doch auch sehr kritisch aus dem Münchner Beschluss zu Frühen Hilfen zitiere; im Beschluss wird durchaus benannt und betont, dass Eltern wirklich Unterstützung und Hilfe brauchen - und ich finde es höchst verdienstvoll, dass die Stadt München diese Hilfen in der Zusammenarbeit von Jugendhilfe und Gesundheitshilfe aufbauen, entwickeln und zur Verfügung stellen will; es wird aber gleichwohl auch sehr deutlich in diesem Beschluss, wie sich Jugend- und Gesundheitshilfe im Bereich der Frühen Hilfen zwischen Überwachung, als selbstverständlich angesehener staatlicher Intervention und Hilfe-Anbieten-Wollen bewegt - der Beschluss ist ein Paradebeispiel für die Paradoxien in diesem Bereich und für eine gewisse Hilflosigkeit im Umgang damit.*

„Mit der geplanten systematischen Früherkennung wird eine gezielte Prävention von Vernachlässigung erreicht“ (Beschluss 2007: 17) – das halte ich für einen Irrtum. Fachlich fundierte Einschätzungen von Risikobelastungen von Familien bzw. bei Kindeswohlgefährdung auch eine systematische, strukturierte und nachvollziehbare Bewertung halte ich im Prinzip für sinnvoll und notwendig für den Entscheidungsprozess, um Beobachtungs- und Einschätzungs-kompetenzen zu qualifizieren. „Die Entwicklung von spezifischen Beobachtungs- und Einschätzungsinstrumenten können durch den Rückgriff auf spezifische Kategorienraster für die ASD-Fachkräfte eine orientierenden und zugleich Wahrnehmungs-differenzierende Funktion erfüllen. Sie schaffen durch die Definition von (Gefährdungs-)Indikatoren eine verbesserte Ge-

<sup>5</sup> „Die moderne Welt mit ihrem Ethos des Kontrollierens zielt auf Lösungen ab, die keine Reste hinterlassen“.  
(Omer/Alon/von Schlippe 2007: 187)

<sup>6</sup> Den Hinweis auf dieses Paradox verdanke ich Juliane Beck, Referat für Gesundheit und Umwelt, Fachstelle Frauengesundheit, München

<sup>7</sup> Was diese Haltung im Medizinbereich bedeutet, dazu der Vortrag von Beate Schücking auf der Tagung.

nauigkeit von Beobachtungskategorien und damit auch eine größere Verlässlichkeit von individuellen Einschätzungen.“ (Schone 2008: 18). Aber Maßstäbe der Bewertung müssen transparent gemacht werden: „Wenn Bewertungsvorgänge über die Lebenslage von Kindern und das Erziehungsverhalten von Eltern notwendig werden und wenn hierfür objektive Maßstäbe fehlen, dann gilt es genauestens zu betrachten, wie und auf welcher Grundlage solche Bewertungen zustande kommen.“ (Schone 2008: 13).

Aber sie bringen *allein* nichts für ein geschützteres Aufwachsen von Kindern. Das zeigen u.a. die Erfahrungen aus der Evaluation bspw. des (vormals Stuttgarter) genannten Kinderschutzbogens an zwei Jugendämtern, die vom Deutschen Jugendinstitut durchgeführt wurde: Sinnvolles Handeln der Jugendhilfe ist damit noch nicht gegeben<sup>8</sup>: Mit einer – wenn jetzt auch fundierten – Einschätzung wissen die Fachkräfte noch keineswegs, wie die Eltern ansprechen und was tun, welche Hilfe adäquat ist. Ein Projekt im Kreis Borken (Westmünsterland), eine Qualifizierung für pädagogische Fachkräfte aus Kitas und Grundschulen zur Erkennung von Kindern in gefährdeten Lebenssituationen, kam zu einem ähnlichen Ergebnis: „Anhaltspunkte für Kindeswohlgefährdung wurden ausgesprochen frühzeitig identifiziert und dafür relevante Kriterien (z.B. kindliche Verhaltensauffälligkeiten betreffend, Elternfaktoren) benannt. Diesbezügliche Beschreibungen erwiesen sich als präzise, relevant und pointiert. Von der Problemidentifizierung bis zur Einleitung geeigneter Interventionen durch Fachstellen (d.h. Involvierung weiterer Fachstellen) vergingen jedoch oft mehrere Monate, in Einzelfällen auch Zeiträume von bis zu zwei Jahren.“ (Rietmann/ Hensen 2007: 36)

Schaut man sich Kinderschutzfälle der letzten Zeit an (Bremen, Schwerin, Lüneburg, Wuppertal ...), dann ist ja gerade der Punkt nicht, dass Familien nicht gesehen worden sind – im Gegenteil: das Problem war nicht eines der Erkennung, des Gewarnt-Seins, sondern des darauf folgenden Handelns: „In vielen der öffentlich bekannt gewordenen Fälle, in denen ein Kind jeweils durch Vernachlässigung, Unterernährung und unzureichender Pflege zu Tode kam, waren die Familien den Jugendämtern schon länger bekannt. Es fehlten in diesen Fällen also nicht unbedingt an fachlicher Kontrolle der Familien, sondern es fehlte an geeigneten Formen des *Risikomanagements* und verbindlichen Handlungsstandards in unklaren Situationen.“ (Schone 2008: 29).

Das im Rahmen des Projekts „Guter Start ins Kinderleben“ angewandte, von Heinz Kindler entwickelte Instrument der Risikoeinschätzung wird inzwischen „Anhaltsbogen für ein vertieftes Gespräch“ genannt, und die anwendenden Klinik-Fachkräfte werden systematisch geschult

---

<sup>8</sup> Mündliche Mitteilung von Fachkräften der Jugendämter Düsseldorf und Stuttgart in einer Besprechung der Evaluation

darin, mit den Eltern gut ins Gespräch zu kommen, sie so ansprechen zu können, dass die Mütter und Väter Hilfe wirklich als Unterstützung annehmen können, weil die Erfahrung gezeigt hat, dass das der springende Punkt ist <sup>9</sup>

Screening und Risikoeinschätzung sollten zudem nicht der Legitimation von Eingriffen dienen: „Im Bereich früher Hilfe liegt die Aufgabe solcher Verfahren nicht in der Legitimation von Eingriffen, sondern in der Ermöglichung einer zielgenauen Ansprache von Familien für das Angebot freiwilliger, aber auf das Risikoniveau abgestimmter Hilfen. Die fachliche Bedeutung der Entwicklung eines für die Situation in Deutschland geeigneten Risikoinventars für den Bereich früher Hilfen ergibt sich aus internationalen Befunden, wonach sich die Mehrzahl aller frühen Vernachlässigungen bzw. Misshandlungen in Familien mit mehreren, prinzipiell erkennbaren Risiken ereignet. Der Abbau dieser Risiken und der Aufbau von Erziehungsfähigkeiten in betroffenen Familien setzt allerdings qualifizierte, intensive Präventionsmaßnahmen voraus. Deshalb ist es erforderlich geeignete Familien möglichst zuverlässig zu erkennen *und intensiv um ihre Teilnahme an geeigneten Hilfeangeboten zu werben.*“ (Kindler 2007: 69f, Hervorhebung d. Vf.).

Das „Wie“ ins Gespräch-Kommen mit den Eltern, das ist ja auch Thema der Tagung und ich wünsche mir sehr, dass dieser Aspekt in der Weiterentwicklung der Frühen Hilfen eine größere Bedeutung erhält gegenüber der Illusion, dass systematische Beobachtung, dass Screening, Überwachung von Familien alleine etwas für Kinder und ihre Eltern verbessern könnten. Das Präventionsdilemma ist mit Überwachung nicht zu lösen, sondern eher damit, dass die Inanspruchnahme einer Unterstützung von Müttern und Vätern rund um die Geburt eines Kindes in dieser Gesellschaft für alle selbstverständlich wird – und dass es spezifische Angebote gibt für Eltern in belasteten Lebenssituationen. „Die aktuelle Diskussion um die Verschärfung von Maßnahmen der Kontrolle und des Eingriffs ist sicher Ausfluss aktuell dramatisch verlaufener Kinderschutzfälle, sie ist aber auch daraufhin zu befragen, ob sie nicht auch ein Symptom für nicht hinreichende und zu wenig attraktive Angebotsstrukturen der Jugendhilfe ist.“ (Schone 2008: 9)

---

<sup>9</sup> Mündliche Mitteilung, Prof. Dr. Jörg Fegert, Tagung des Nationalen Zentrums Frühe Hilfen, 12.3.08



## **2. Der Präventionsanspruch zwischen individueller Elternverantwortung und gesellschaftlicher Verantwortung für Lebensbedingungen**

Der Begriff Prävention kommt vom lateinischen *praevenire* – „zuvorkommen, verhüten“ – und bezeichnet vorbeugende Maßnahmen, um ein unerwünschtes Ereignis oder eine unerwünschte Entwicklung zu vermeiden. Etwas Verhindern-Wollen bedeutet, es gibt einen Bezug auf ein Negativum – hier ist es die Vernachlässigung von Kindern, Gefährdung des Wohls von Kindern, Gefahren für ihre Entwicklung<sup>10</sup>.

Gefährdungen von Kindeswohl müssen verhindert werden, wenn es irgend geht – das möchte ich klar unterstreichen. Dass Vernachlässigung jedoch auch viel mit Armutssituationen und sozialer Benachteiligung von Eltern zu tun haben, hat empirische sozialwissenschaftliche Forschung vielfach belegt (z.B. Kindler 2007 zu Risikofaktoren). Ein einseitiger Präventionsansatz, der dieses Faktum nicht thematisiert, enthält einen Unterton davon, dass eher die Gefahr im Blick ist, die von Armut und Abweichung für die Gesellschaft ausgeht. Dass dieser Aspekt in der Sozialen Arbeit immer auch eine Rolle gespielt hat, haben z.B. Sachße (1994) oder auch Kappeler (2000) in ihren historischen Studien gezeigt.

Vernachlässigt wird dann, dass es auch um die Verbesserung der Situation, sozusagen um die Linderung der Not der Betroffenen gehen muss – im Sinne dessen, soziale Gerechtigkeit zu fördern.

Damit zusammen hängt auch die Gefahr der Individualisierung von Problemlagen, eine Art Remoralisierung von Unterversorgungslagen<sup>11</sup>: Es geht um Kinder und ihre Eltern, deren eige-

---

<sup>10</sup> Der Begriff „Prävention“ ist an sich ein leerer Begriff, obwohl er in Diskursen oft legitimationsbegründenden Status hat und immer als „besser“ und „humaner“ im Vergleich zur Intervention gilt. Es muss immer definiert werden, wem oder was „vorgebeugt“ und was „verhindert“ werden soll. Man kann sich auf verschiedenen Stufen etwas vorstellen, was noch schlimmer wäre und was jeweils verhindert werden muss (selbst eine Zwangsjacke ist in dieser Hinsicht eine Prävention).

<sup>11</sup> Armut wird in der Lebenslagenforschung als Häufung von Unterversorgungslagen definiert, d.h., es müssen immer mehrere Belastungen zusammenkommen: Die Unterversorgung bezieht sich auf die finanzielle Situation, Bildung, Gesundheit, Wohnung, Arbeit und die Verfügbarkeit sozialer und gesundheitlicher Dienste. Mangelnde Verfügbarkeit ist hier im objektiven wie auch im subjektiven Sinn gemeint, d.h. im Sinn des Nicht-Nutzen-Könnens. Die Lebenslagenforschung formuliert also eher diese äußeren Unterversorgungslagen; ich meine, es müsste noch eine hinzukommen: Das ist eine Unterversorgung mit sozialen Beziehungen, mit emotionaler Unterstützung, den die Eltern zumeist bereits erfahren haben, gepaart mit biographischen Erfahrungen von Gewalt und Armut. Die Unterversorgung zieht wiederum nach sich erhebliche Einschränkungen in der Vernetzung von Familien, d.h. darin, wie viel soziale Unterstützung zur Verfügung steht bzw. von ihnen nutzbar gemacht werden kann; sie bedeutet eine Ausgrenzung in verschiedener Hinsicht: materiell, bildungsmäßig, sozial und räumlich, gesellschaftliche Wahl- und Teilhabemöglichkeiten sind beschnitten. Die mangelnden

ne biographische soziale Benachteiligung und Deprivation hinter Begrifflichkeiten wie Risikofamilie, Hochrisikofamilie, „Risikomutter“, „Risikovater“, oder gar „Risikokinder“ verschwindet – nicht die Lebenslagen, in denen sie sich befinden, sind das Risiko, sondern sie selbst – und es gilt sie durch Screenen herauszufiltern und systematisch zu beobachten. Diese Begriffe sind gerade im Bereich der Frühen Hilfen en vogue, m.E. ein Vokabular der Klassifizierung und Respektlosigkeit.<sup>12</sup> „Weiterentwicklung der Frühkindlichen Gesundheitsförderung - Hausbesuche der Kinderkrankenschwestern bei Risikokindern im Alter von 3 bis 6 Jahren“ (Beschluss 2007: 10) – so lautet bspw. der Betreff einer Stadtratsitzung der Stadt München.

Wer arm ist und dann seine Kinder vernachlässigt, ist in dieser Perspektive letztlich selber schuld, ist verantwortlich für seine/ihre Situation – wobei das Dilemma bestehen bleibt, dass natürlich jede Mutter, jeder Vater auch individuelle Verantwortung für ihr Handeln übernehmen müssen. Aber die Lebensbedingungen, unter denen sie leben, die ihnen Elternsein schwer machen, die Demoralisierung und Entmutigung zur Folge haben (siehe dazu z.B. Nitsch 2006) – Unterversorgung mit Geld, Bildung, Gesundheit, Wohnung, Arbeit und sozialer Unterstützung – weisen auf gesellschaftliche Strukturprobleme und soziale Ungerechtigkeit hin. Insofern sollten die Konsequenzen daraus nicht als ein individuell moralisches Problem verstanden werden; was im Diskurs z.B. um die Einschnitte im sozialen Sicherungssystem durchklingt, die ja verkauft werden unter dem Schirm von „mehr Selbstverantwortung“. Im Münchner Beschluss zu den Frühen Hilfen heißt es bspw.: „Vernachlässigung resultiert aus Nichtwissen, Überforderung und/oder Unfähigkeit der sorgeverpflichteten Personen, angemessen auf die Bedürfnisse des Kindes einzugehen.“ (Beschluss 2007: 7) – stimmt, aber welche Bedingungen hatten Nichtwissen, Überforderung, Unfähigkeit usw.? Spätestens die Pisa-Studie hat uns wieder darauf aufmerksam gemacht, wie wenig offen diese Gesellschaft ist und wie sehr soziale Ungleichheit, z.B. in Form mangelnder Bildung, mit all ihren Konsequenzen weitergegeben wird<sup>13</sup> – so dass aus benachteiligten Kindern wieder „inkompetente“ Eltern werden (siehe dazu auch Helming 2002).

---

Teilhabemöglichkeiten haben Auswirkungen auf die Zukunftschancen von Kindern, und das beginnt bei ihrer Schulbildung.

<sup>12</sup> Ähnliche Diskurse auch im Bereich der frühkindlichen Bildung: „Ferner legen weitere Arbeiten aus diesem diskursanalytischen Umfeld nahe, dass bildungspolitische Programmatiken, die einen Akzent auf die frühen Jahre setzen, nicht selten einhergehen mit moralisierenden Argumenten, die vor allem den Familien und hier wiederum den Müttern die Verantwortung für einen guten Start ins Kinderleben zuschanzen und so teilweise Exklusionstendenzen mit betreiben (Clarke 2006).“ (Lange 2008: 6)

<sup>13</sup> „Gleichzeitig wirken immer noch die familiäre Mitgift und das dreigliedrige Schulsystem fatal zusammen und wirken dahingehend, dass ein nicht unbeträchtlicher Teil von Schülern in ungünstigen Schulumilieus einsortiert wird, mit den bekannten Folgen für Lebensführung und Lebenschancen.“ (Lange 2007:12) – die dann wieder Eltern werden und Familien gründen, die unter Hochrisikobedingungen (niedriger Bildungsstand, Einkommensarmut, soziale und biographische Probleme) leben, in stark chronisch belastenden instabilen Situationen. „Eine

Die Individualisierung von Problemlagen hat noch einen weiteren Aspekt: eine Gefahr der Ausgrenzung der nicht so „tüchtigen“, „normalen“ Mütter und Väter: „Ein implizites Normalitätsverständnis wird hier (*in den Frühwarnsystemen, d.Vf.*) zum Bezugspunkt der Wahrnehmung und Beurteilung. Ein diesbezüglicher Kommunikations- und Abstimmungsprozess aller relevanten Akteure ist daher konstitutiv für die Implementierung sozialer Frühwarnsysteme in der Regelpraxis. Soziale Frühwarnsysteme basieren also auf der Entwicklung gemeinsam geteilter Bewertungskriterien von ‚Normalzuständen‘ und deren Veränderungen, die auf fachlich begründeten Standards beruhen und entsprechende verbindliche Reaktionen in den Institutionen nach sich ziehen sollen.“ – so Hensen (2005: 6).

Aber was ist normal? Was ist ein Normalzustand? Oder gar ein „implizites Normalitätsverständnis“? Das alle nützliche und brauchbare Menschen sind<sup>14</sup>? Und den sozioökonomischen Verhältnissen gewachsen sind? In einem Idealbild des tüchtigen, gesunden, ‚funktionierenden‘ Menschen und der daraus folgenden Ausgrenzung aller „abweichenden“, „unbrauchbaren“, „untüchtigen“ Menschen liegt, so Manfred Kappeler (2000), eine implizite Kontinuität der Jugendhilfe von ihrem Beginn bis heute.<sup>15</sup> „Die Denkfigur des edlen, vollkommenen, tüchtigen, gesunden Menschen ist untrennbar verbunden mit ihrem Negativ: unedel, minderwertig, un-

---

Dimension, welche die Soziologie als Gesamtdisziplin auszeichnet, ist diejenige der sozialen Ungleichheit. Als besonders bedeutsam erweisen sich die sozialen Lagen der von Armut betroffenen Kinder, denn sie schränken alle Formen des Bildungserwerbs massiv ein, wie verschiedenste Untersuchungen der neueren Zeit unmissverständlich nachvollziehbar machen, so nicht nur Analysen mit großen repräsentativen Datensätzen, wie etwa mit den SOEP, sondern auch spezifische Einzelstudien, wie diejenige der AWO von (Holz/Hock 2003).“ (Lange 2008: 8) Weitere Studien dazu z.B.: Hurrelmann/Andresen 2007; Chassé/Zander/Rasch 2003; Alt 2005

<sup>14</sup> Das ist m.E. auch ein Unterton im Diskurs um momentanen Diskurs um Kompetenzen.

<sup>15</sup> Der Ausgangspunkt der sozialen Arbeit lag in der Erziehung und sozialen Disziplinierung der Armen, die von den Arbeitshäusern bis zur Vielzahl von örtlichen Vereinen und Gruppen reichte, welche sich seit Mitte des 19. Jahrhunderts in Deutschland gebildet hatten und die als Bibel-, Sittlichkeits-, Jünglings-, Frauen-, Erziehungs- und Abstinenzvereinigungen für die Verbreitung des bürgerlichen Familienideals Sorge trugen und den Frauen die Pflicht zu Häuslichkeit, Hygiene und Moral vermittelten (Bauer 1988). „Zivilisierung der Unterschichten im allgemeinen, Kanalisierung des bedrohlichen Massenpotentials der ‚gefährlichen Klassen‘, Ersetzung der mangelhaften privaten Wohltätigkeit durch effektivere Staatshilfe, Tendenzen zur generellen Ausdehnung der pädagogischen Provinz und der fortschrittsoptimistische Glaube an die Evolution der modernen Humanwissenschaften zu praktisch durchgreifenden Instrumenten der Abschaffung von Krankheit, Elend und Kriminalität: solche Strategien und Zielvorgaben standen im Hintergrund der neuen sozialpädagogischen Initiativen.“ (Peukert/Münchmeier 1990: 6, siehe auch Müller C.W. 1982).

Ziel der Fürsorge war es, die Lohnarbeiter-Haushalte so zu beeinflussen, dass die Familie zur „Kontrolleinrichtung“ ihrer selbst wurde, was von einem Zeitgenossen so formuliert wurde: „Dass alle Beteiligten Interesse haben, die jeweils anderen zu ihren Leistungen anzuhalten: der Mann die Frau zur Hausarbeit, die Frau den Mann zur regelmäßigen Lohnarbeit, die Kinder die Eltern zu verschiedenen Dienstleistungen ihnen gegenüber.“ (zit. nach Bauer 1988, S. 20). Auch die soziale Einzelfallhilfe, der „freundliche“ Armenbesuch, hat nach Sachße (1994) seine Wurzeln in der persönlichen Kontrolle der Armen. Durch energische Erziehungsmaßnahmen sollte der Demoralisierung entgegengewirkt werden: „Bettelei, Trunksucht, Glücksspiel, Unwissenheit, miserable sanitäre Verhältnisse, all diese Erscheinungen extremer Armut wurden von den zeitgenössischen Armutstheoretikern (Mitte bis Ende des 19. Jahrhunderts, d.Vf.) nicht als Resultat der spezifischen Strukturen des Londoner Arbeitsmarktes, sondern als moralischer Zerfall interpretiert. Nicht Armut, sondern Pauperismus war das Problem: Die Demoralisierung der Armen, der nur mit energischen Erziehungsmaßnahmen entgegengewirkt werden konnte. ... Nur im unmittelbaren persönlichen Kontakt könnten die Elemente von Kontrolle, Erziehung und Belehrung wieder Bestandteil der Fürsorgebeziehung zwischen den Klassen werden.“ (ebd. S. 248f).

tüchtig, krank. Dieses Denken, moralisch, philosophisch und politisch legitimiert durch den Fortschrittsbegriff der Aufklärung, teilte die Menschen ein in Brauchbare und Unbrauchbare, in Höherwertige und Minderwertige. Aus ihm resultierten schließlich schrecklich differenzierte Klassifikationssysteme, die im sachlichen Gewand der Wissenschaften Werturteile fällten, die in ihrer logischen Konsequenz Urteile über Leben und Tod wurden ...<sup>16</sup>“ (ebd.: 5). Kappeler spricht vom „schrecklichen Traum vom vollkommenen Menschen“. Bude/Willisch (2008) sehen an diesem Punkt Exklusionstendenzen am Werk, bei der die Gesellschaft aus „gleichmäßig gelaunten Wesen mit funktionalen Kompetenzen, kalkulierbaren Emotionen und langer Jugendlichkeit“ und einem Rest von Menschen bestehen, die offenbar das uns allen abgeforderte Realitätsprinzip nicht verstehen oder nicht verstehen wollen bzw. resozialisiert werden müssen - durch den aktivierenden Sozialstaat.

In dieser Perspektive bedeutet Prävention, die „Risikomütter“ und „Risikoväter“ zu erziehen<sup>17</sup>. Es gilt z.B., „die Mütter und Väter zu unterstützen, die kindlichen Bedürfnisse in den Vordergrund ihres Lebens zu stellen“ (Beschluss 2007: 6) – was im Münchner Beschluss an erster Stelle als fachlicher Inhalt der Frühen Hilfen genannt wird. Das scheint mir eine implizit moralisierende Formulierung, die z.B. die gerade für junge Mütter notwendigen Aushandlungsprozesse zwischen den eigenen und den Bedürfnissen des Kindes nicht berücksichtigt<sup>18</sup> - und deren prekäre Lebenssituation schon gleich gar nicht in Rechnung stellt. In der Konsequenz bezieht sich Unterstützung dann hauptsächlich auf das Kind; gerade die Komplexität der Anliegen und Probleme der Familien, der Mütter und Väter, führt Fachkräfte wie Famili-

---

<sup>16</sup> im Nationalsozialismus

<sup>17</sup> Erziehungsphantasien des Staates in Bezug auf die widerständigen, sich nicht funktional verhaltenen Individuen finden sich nicht nur im Bereich der Frühen Hilfen: „Ihre Erregung über zu viele Ausländer, ihre Angst vor komplexen Anforderungen und ihre Neigung, sich durch unmäßigen Konsum von Fett, Zucker, Weißmehl und Alkohol schnelle Befriedigung zu verschaffen, macht sie in den Augen der herrschenden Mehrheit zu einer problematischen Population, die wenig zur allgemeinen Wertschöpfung beiträgt, aber eine hohe Belastung für die von allen finanzierten Sozialsysteme darstellt. So wird ein zivilisatorischer Abstand zwischen einer Mehrheitsklasse, die sich den Mühen der Selbstdisziplinierung im politischen Urteil, der persönlichen Bildung und der individuellen Vorsorge unterwirft, und einer Klasse von ‚Überzähligen‘ aufgebaut, die sich gehen lassen und sich im Zweifelsfall auf die Versorgung durch den Staat verlassen. ... Darin steckt freilich genau besehen eine bestimmte Erziehungsphantasie, die vor entsprechenden Sanktionen nicht zurückschreckt: Kindergartenpflicht für Kinder aus Elternhäusern mit Bildungsarmut, Ausbildungszwang für herumhängende Jugendliche und Gesundheitsunterweisung für Personen mit Diabetes-Indikation heißen die entsprechenden Stichworte. Am Ende des Resozialisierungswahns freilich stehen Entsorgungsphantasien. Man will die Leute loswerden, die nichts als Probleme für den sozialen Zusammenhalt schaffen.“ Zusammenfassung aus: Bude/Willich 2008, Zusammenfassung: Andreas Lange; siehe dazu auch: Klute, Hilmar: Die neurotische Gesellschaft und ihre Freunde wollen uns in die Mangel nehmen. Bürger, wehrt Euch gegen Rauchverbote, Sexratgeber und Ernährungshinweise Süddeutsche Zeitung, Wochenendbeilage, 29./30.3.2008, Nr. 74, S.I – wobei das Paradox bleibt, dass Menschen sich wirklich besser fühlen, ihr Wohlergehen steigern, wenn sie selbstverantwortlich handeln, nicht destruktiv in ihren eigenen Handlungsvollzügen – aber Wohlergehen verknüpft mit Freiheit – siehe unten „Capabilities-Approach“ – nicht nur Funktionieren, sondern eigene Ziele wählen können.

<sup>18</sup> Die Gefahr, dass junge Mütter dann irgendwann aus der Elternverantwortung aussteigen – und dann wirklich Vernachlässigung droht, ist vermutlich größer, wenn man ihnen nicht Spielraum lässt für ihre eigenen Bedürfnisse und für eine Lebensplanung, die auch Berufstätigkeit, Berufsausbildung einschließt.

en manchmal in Versuchung, nur das Baby im Mittelpunkt zu sehen, so schildern Erickson/Egeland (2007: 13) die Erfahrungen aus dem amerikanischen STEEP-Programm. „After all, it’s so much easier to talk about how many ounces the baby is drinking than to get into why this mother continues to put herself and the baby at the mercy of her abusive boyfriend.“ (“Na ja, schließlich ist es ja so viel leichter darüber zu sprechen, wie viel Gramm das Baby trinkt, als ins Gespräch darüber zu kommen, wieso diese Mutter nicht aufhört, sich und das Baby der Gnade ihres gewalttätigen Freundes auszuliefern.“ Übersetzung d. Vf.).

Gerade im Zusammenhang mit der Pluralisierung von Lebenslagen gibt es durchaus ein Spannungsverhältnis zwischen Vorstellungen, was in dieser Gesellschaft als normal, als „richtiges“ Verhalten angesehen wird und den jeweiligen individuellen bzw. familiären Lebensentscheidungen, die konträr zu den gesellschaftlichen Deutungsmustern sein können. Andererseits ist nicht jedes Verhalten nur „privat“; es gibt gesellschaftlich akzeptierte normative Erwartungen z.B. darüber, wie Kinder aufwachsen sollten, die auch gegenüber Eltern verteidigt werden müssen – aber diese sind keineswegs immer eindeutig, sie müssen expliziert werden; ich denke, dass „implizites Normalitätsverständnis“ hilft hier nicht weiter.

### III. Gerechtes Aufwachsen ermöglichen: Förderung guten Lebens von Müttern, Vätern und Kinder

Ich habe im vorherigen Abschnitt versucht, einige Paradoxien im Präventionsanspruch der Frühen Hilfen zu skizzieren:

- Überwachung/Risikoeinschätzung (Logik der Verdächtigung) – überzeugende Hilfsangebote, Problem des Zugangs
- Screening und technisierte Sprache von Frühwarnsystemen – Feinfühligkeit von Müttern und Vätern fördern
- Das Kind als Objekt der Sorge – Unterstützung von Müttern und Vätern
- Pluralisierung von Lebenslagen – normative (Normalitäts-) Vorstellungen davon, was gut ist für das Aufwachsen von Kindern (und auch empirisches Wissen)
- Arbeit mit einzelnen Müttern und Vätern an Problemen, die gesellschaftlich bedingt sind, aber auch bei den Einzelnen solche Spuren hinterlassen haben, dass wiederum eine Bearbeitung auch auf der persönlichen Ebene notwendig ist

Ich möchte noch einmal betonen, dass mir klar ist, dass in individuellen Frühen Hilfen, die nah im Lebensraum der Familien tätig sind, es natürlich auch überhaupt nicht einfach ist, die Dimension sozialer Benachteiligung im Auge zu behalten, also die gegenseitigen Bedingungsverhältnisse von persönlichem, problematischem Verhalten gegenüber sich selbst und den Kindern und Armut, den Mangel an Alltags- und Erziehungskompetenzen und struktureller Benachteiligung, vor allem, wenn diese in den individuellen Verhaltensweisen sehr destruktiv zum Ausdruck kommt.

#### *Gefühlslagen von Familien in schwierigen Problemlagen*

- Gefühle der Nutzlosigkeit und Überflüssigkeit
- „Emotionale Taubheit“
- Häufig starkes Anklammern in Beziehungen
- Fehlen lebenspraktischer Kompetenz und Abwehr, sie zu erwerben, aus Angst zu scheitern
- Hartnäckiger Negativismus als letzte Bestätigungsbastion
- Verarmter/rigider innerer Dialog
- Große Fähigkeit, ähnliche Gefühle auch bei anderen auszulösen (Abwehr von Veränderung) (Nitsch 2006)

Dennoch halte ich es ein Stück weit für einen Ausweg aus dem im vorherigen Abschnitt beschriebenen Dilemmata, wenn sich Präventionskonzepte nicht nur mit Verhinderung von Vernachlässigung befassen, sondern positiv gewendet sich als ein Teil einer gesamtgesellschaftlichen Strategie sehen, durch die „gerechtes Aufwachsen“ ermöglicht wird – zumindest ein „gerechteres“, durch die ein „gutes“ Leben von Müttern, Vätern und Kindern gefördert wird. Das beinhaltet auch, Gefährdung von Kindern nicht zu individualisieren, nicht den „Risikomüttern“ und „Risikovätern“ zuzuschreiben als Schuld und Versagen, auf Erziehungsphantasien zu verzichten und explizit als Ziel die Förderung guten Lebens in den Blick zu nehmen.

Alle Mütter und Väter brauchen die Unterstützung der Gesellschaft in der Frühen Zeit mit den Kindern – und manche Eltern, aufgrund ihrer eigenen deprivierten Biographie brauchen diese Unterstützung um so mehr. Zwei Aspekte machen wie schon gesagt diese Unterstützung schwierig:

1. Erst mal überhaupt die Familien zu erreichen, da es ja eine Frühe Hilfe ist,
2. und die – nicht immer unbegründete – Abwehr von Eltern gegen staatliche Fürsorgetendenzen und Übergriffe des Staates. Wenn solche Hilfe als Hilfe und nicht als Überwachung jedoch selbstverständlich wird, für alle, dann denke ich – so das Beispiel Finnland – ist zumindest ein Teil dieses Problems gelöst. Denn gerade in der Zeit vor und nach der Geburt eines Kindes sind Mütter und Väter meist – so die ersten Erfahrungen in Deutschland als auch Erfahrungen aus anderen Ländern, in denen es Frühe Hilfen schon länger gibt – sehr offen und bereit, Hilfe anzunehmen, um gute Beziehungen zu ihren Kindern entwickeln zu können. Die Geburt eines Kindes ist meist mit vielen Hoffnungen verbunden – auch auf einen biographischen Neuanfang der Eltern. Deshalb sollte Hilfe sich ebenfalls als Instrument des Neustarts oder der Weiterentwicklung verstehen, und nicht ein Eingeständnis der Unzulänglichkeit voraussetzen.

Die Stärkung der Beziehung von Kind und Mutter und Vater, die Entwicklung der Feinfühligkeit von Müttern und Vätern, die Erfahrung von Müttern und Vätern, Entlastung zu erhalten, usw. – diese Aspekte haben möglicherweise weit reichende Auswirkungen: es können für Mütter und Väter zu Erfahrungen von Selbstwirksamkeit werden, die nicht nur in Bezug auf die Kinder, sondern ihnen insgesamt ein besseres Leben ermöglichen.

Ich möchte zur Unterfütterung von Präventionsanspruchs in den Frühen Hilfen – und um wegzukommen vom Verhinderungsgedanken und der Disziplinierungsperspektive von Eltern – Ihnen eine Liste von Grundbedürfnissen der Menschen vorstellen, die die amerikanische Philo-

sophin Martha Nussbaum (1999, 2002) entwickelt hat, um damit sozusagen die Richtung von Hilfe aufzeigen, wohin es gehen sollte:

- \* Sein menschliches Leben normaler Länge zu leben
- \* Sich guter Gesundheit zu erfreuen, sich angemessen zu ernähren, zu wohnen, sich von einem Ort zum anderen bewegen können, sich in Fragen der Reproduktion frei entscheiden zu können, Möglichkeiten zu sexueller Befriedigung/
- \* Unnötigen Schmerz vermeiden, freudvolle Erlebnisse haben
- \* Sinne und Phantasie gebrauchen, denken und urteilen; Grundkenntnisse durch angemessene Erziehung vermittelt bekommen
- \* Beziehungen zu Dingen und Menschen eingehen; Fähigkeit, andere zu unterstützen
- \* Vorstellung des Guten entwickeln, eigene Lebensplanung, berufliche Tätigkeit, Teilnahme am politischen Leben
- \* Mit anderen und für andere leben, verstehen, Kontakte pflegen, Empathie; Gerechtigkeit, Mitleid, Freundschaft, Institutionen schützen
- \* Verbundenheit mit Pflanzen und Tieren leben
- \* Lachen, spielen, sich erholen
- \* Sein eigenes Leben leben, Garantien haben: keine Eingriffe in besonders persönlichkeitsbestimmende Entscheidungen wie Heiraten, Gebären, sexuelle Präferenzen, Sprache und Arbeit
- \* Leben in seiner eigenen Umgebung und in eigenem Kontext leben (Versammlungsfreiheit, Unantastbarkeit persönlichen Eigentums – eingeschränkt durch soziale Gerechtigkeit).

Das sind sozusagen inhaltliche Bedürfnisse, die in jeglicher Unterstützung implizit mitgedacht werden sollten – und das hat dann auch Konsequenzen auch für die Art und Weise von Unterstützung, die Eltern erhalten. Diese Liste betont die Aspekte Erziehung und Arbeit und die Garantien für die Freiheit der persönlichen Selbstverwirklichung, die Entscheidungsfreiheit in reproduktiven Fragen und die Religionsfreiheit – gegenüber bloßem Gut-Funktionieren von Müttern, Vätern und Kindern und staatlichen Erziehungsphantasien.

Ergänzend zu dieser Liste von Grundbedürfnissen möchte ich Ihnen kurz die drei Dimensionen der Bewertung des „guten Lebens“ vorstellen, die der französische Philosoph Paul Ricoeur (1996) formuliert hat – und die Sie vermutlich in jeder *guten* Form der Unterstützung finden werden und die m.E. einen sinnvollen Untergrund auch von Konzepten Früher Hilfen abgeben:



1. *Die Dimension der „Selbst-Schätzung“*: Wenn ich mein Leben als ein „gutes“ Leben bewerte und „zufrieden“ damit bin, wie ich es gestalte, dann beinhaltet das auf der persönlichen Ebene unter anderem eine Bewertung der Sinnhaftigkeit und eine Erfahrung von Selbstwirksamkeit. Viktor Frankl (1985) spricht z.B. vom Willen zum Sinn, dem Bedürfnis nach Selbstverwirklichung durch die Erfüllung selbstbejahender Aufgaben<sup>19</sup>. Der israelische Forscher Anton Antonovsky (siehe dazu Antonovsky 1997; BZgA 2001) hat ein Konzept entwickelt, das auf Deutsch das „Kohärenzgefühl“ heißt<sup>20</sup>, Sinn für den persönlichen, sinnvollen Zusammenhang seines Lebens: Wer bin ich, wie erlebe ich mich, welchen Sinn gebe ich mir, wie setze ich diesen Sinn in meinen Handlungen um? Wenn Eltern sich als selbstwirksam erfahren, ist dies ein großer Schutz der Kinder davor, von ihnen misshandelt zu werden, wie die folgende Studie gezeigt hat: „In einem Teilbereich der Forschung zur Entstehung von Kindesmisshandlung wurde beispielsweise zunächst gezeigt, dass elterliche Hilflosigkeit und das Gefühl, keinen positiven Einfluss auf das Kind ausüben zu können (Selbstwirksamkeit), einen statistischen Risikofaktor für Kindesmisshandlung darstellen. In einem zweiten Schritt wurde dann – unabhängig von der normal laufenden Sozialarbeit - ein Experiment mit (mehrfach belasteten) Risikofamilien durchgeführt (Bugental et al. 2002), wobei der Risikofaktor teilweise gezielt vermindert wurde. Es wurden drei Gruppen gebildet: Eine Kontrollgruppe ohne Hausbesuche, eine Kontrollgruppe mit allgemein unterstützenden Hausbesuchen und eine Hausbesuchsgruppe mit einem speziellen Angebot zur Förderung von Selbstvertrauen und Selbstwirksamkeit der Mütter bezogen auf die Versorgung und Erziehung des Kindes. Im Verlauf des nächsten Jahres traten sowohl in der Gruppe mit allgemein unterstützenden Hausbesuchen als auch in der Hausbesuchsgruppe mit gezielter Förderung von Selbstvertrauen und Selbstwirksamkeit weniger Kindesmisshandlungen auf als in der Kontrollgruppe ohne Hausbesuche. Die gezielt auf den untersuchten Risikofaktor (*Selbstwirksamkeit, d. Vf.*) hin ausgerichtete Intervention war aber vergleichsweise sehr viel wirksamer und senkte die Rate bekannt gewordener Kindesmisshandlungen gegenüber der Kontrollgruppe ohne Hausbesuche um mehr als 80%.“ (Kindler 2007: 15). Erickson/Egeland (2007) formulieren folgendermaßen aus ihrer Erfahrung des Frühe-Hilfe-Programms „STEEP“ (Steps toward Effective Enjoyable Parenting): „For a parent, who learns, even as a baby, that she was powerless, it can be a life

---

<sup>19</sup> Siehe dazu auch Dornes (1997): Selbstwirksamkeitserfahrungen als ein wesentlicher Impuls der Entwicklung von Kindern

<sup>20</sup> „*sense of coherence*“

changing experience to discover that you are competent to take steps to improve your own life". (ebd.: 10). („Für eine Mutter, die vielleicht schon als Baby gelernt hat, dass sie ohnmächtig ist, kann es eine lebensverändernde Erfahrung sein zu entdecken, dass sie kompetent ist, Schritte zur Verbesserung ihres Lebens zu machen“. Übersetzung d.Vf.) Amartya Sen: Ziele der eigenen Lebenspraxis verwirklichen können: „Im Begriff des zielgerichteten Handelns ist der Mensch thematisch, der handelnd in die Welt eingreift, wertend Stellung nimmt und sich begründet Handlungsziele setzt, die er verwirklichen will. Wohlergehen: dabei geht es um den Menschen, dem etwas in der Welt widerfährt, der von ihr profitiert oder unter ihr leidet.“<sup>21</sup>

2. *Die Dimension des Lebens mit anderen und für sie:* Das spricht die Ebene der unmittelbaren Beziehungen an. Es geht um die dialogische Struktur des Lebens und hier bewerten wir unser Leben natürlich innerhalb der Kriterien und Normen der Interaktion, dahinter steht als Norm die „goldene Regel“ der Gegenseitigkeit, negativ als Verbot formuliert: „Was Du nicht willst, das man Dir tut, das füg auch keinem Anderen zu“ und positiv als Gebot: „Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst.“ (vgl. dazu Ricoeur 1996: 265). Die erste Dimension – Selbstwirksamkeitserfahrungen, Selbstvertrauen, eigene Sinngebung – ist u.a. verknüpft mit Anerkennung, die wir im unmittelbaren Kontakt, im Dialog mit anderen geben und erhalten. Es braucht den wohlwollenden und anerkennenden Spiegel der Anderen, damit wir uns selbst schätzen können (Ricoeur 1996, 2006). Der Soziologe Axel Honneth spricht davon, dass in unserer Gesellschaft, in der wir das Problem des Hungers so weit gelöst haben, soziale Anerkennung ein zentrales Bestreben ist: „Anerkennung ist ein Schlüsselbegriff unserer Zeit. Gesellschaftliche Konflikte werden von den Beteiligten meist nicht nur als Kämpfe um materielle Besserstellung beschrieben, sondern ebenso als Kämpfe um Anerkennung. Menschliches Sozialverhalten wird auch vom Bemühen motiviert, emotionale Zuwendung, Achtung, Respekt und individuelle Wertschätzung zu erlangen. Die Erfüllung von Anerkennungsbedürfnissen ist eine notwendige Bedingung für die Ausbildung unbeschädigter intersubjektiver Beziehungen und personaler Identität.“<sup>22</sup> Mangelnde Anerkennung, Abwertung, Stigmatisierung ist ein Grundproblem der Familien, die in gravierenden Unterversorgungslagen

---

<sup>21</sup> Textauszug, Februar 2008, Andreas Lange: Hans-Uwe Otto/Mark Schrödter (2008). Befähigungsgerechtigkeit statt Bildungsgerechtigkeit. Zum Verhältnis von Gerechtigkeit und Effizienz . In: Grunert, Cathleen/ von Weniowski, Hans-Jürgen (Hrsg.). Jugend und Bildung. Modernisierungsprozesse und Strukturwandel von Erziehung und Bildung am beginn des 21. Jahrhunderts. Opladen: Barbara Budrich, 54-77.

<sup>22</sup> Aussage auf der homepage des Instituts für Sozialforschung an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt: <http://www.ifs.uni-frankfurt.de/forschung/anerkennung/index.htm>; siehe dazu auch Sennett 2002; Ricoeur 2006

leben.<sup>23</sup> Und insofern ist einer der wichtigsten Aspekte jeglicher Frühen Hilfe für mich, dass man so etwas wie „Anbindung“ zu den Familien herstellt, dass sich Fachkräfte mit den Müttern und Vätern auf eine Art und Weise *verbinden*, das diese u.U. auch Direktivität und Kontrollaspekte akzeptieren können – jenseits des oft wiederholten Slogans: „Hilfe oder Kontrolle“. Hier geht es darum, mit den Eltern gemeinsam eine Beziehung entstehen zu lassen, in der alle Beteiligten Verantwortung für den Schutz der Kinder vor Gefahren übernehmen – und damit auch die Eltern geschützt werden, „wissentlich oder unwissentlich ihrem Kind Schaden zuzufügen“. (Schone 2008: 23).<sup>24</sup> Hier gilt es zudem zu differenzieren: eine Haltung der Empathie nicht mit einer Struktur zu verwechseln, die im Bereich der Sucht „Co-Abhängigkeit“ genannt wird. Thema ist in diesem Bereich auch die Dimension der Beziehung der Eltern untereinander und die Beziehung zu den Kindern.

3. *Die Dimension des Lebens in Institutionen:* Der Begriff Institution meint dabei die Struktur des Zusammenlebens einer geschichtlichen Gemeinschaft. Die Bewertung bezieht sich auf eine Vorstellung von Gerechtigkeit der Verteilung der gesellschaftlichen Güter. „Der Begriff der Gerechtigkeit ... bezeichnet insofern einen Grundzug aller Institutionen, als diese die Aufteilung der Rollen, der Aufgaben, der Vor- und Nachteile zwischen den Mitgliedern der Gesellschaft regeln.“ (Ricoeur 1996: 243). Die Ausübung von Selbstverantwortung und Selbstgestaltung des Lebens hat Voraussetzungen, darum geht es auch in den Frühen Hilfen: „Menschen als aktive Gestalter ihres Lebens und ihrer Umwelt und Lebenskontexte haben und benötigen als Bedingungsrahmen dieser Gestaltungsversuche Ressourcen - Ressourcen, die in den Personen selbst liegen (Problemlösekompetenzen, Kontrollüberzeugungen, Selbstwertgefühl und Optimismus etc.) wie in den Kontexten (ökonomische Sicherheiten, Wohnen und Arbeit, soziale Beziehungen und Bindungen etc.). ... Diese Ressourcen - individuelle wie umweltbezogene - sind allerdings gesellschaftlich ungleich verteilt.“ (Nestmann 1999, S. 130.). Aufgabe

---

<sup>23</sup> „Ich hab an Erfahrungen auch viel, weil die Schule, die hatte auch ´ne falsche Einstellung, und irgendwie durch die Familienhilfe haben sie eine bessere bekommen. Die denken: ‚Was ist eine Familie, die sechs Kinder hat?‘ - erstmal der altblöde Gedanke: ‚Asozial‘. Ich bin nicht asozial. Das eine Dumme ist, dass sogar manche von den Lehrern eine falsche Einstellung haben: ‚Um Gottes willen, die haben nichts, die bringen nichts‘, da ist eine Voreingenommenheit schon da. Und wenn dann die Familienhelferin mit den Lehrern redet: ‚Hoppla, die Mutter würde vielleicht gerne mehr zu Ihnen kommen, kann aber bedingt durch die Kleinen nicht, hat keinen Führerschein, und und und‘ - dann sehen sie das alles in einem anderen Licht.“

Aussage einer Mutter im Interview, geführt im Rahmen des Projektes „Sozialpädagogische Familienhilfe in Deutschland“ des DJI, siehe dazu Helming u.a. 1999

<sup>24</sup> „Im Zuge der Hilfe und Interventionen werden den Eltern Vorschläge gemacht und verbindliche Absprachen getroffen, wie sie – mit externer Unterstützung – die Erziehung, den Umgang, die Versorgung und das Zusammenleben mit ihren Kindern gestalten können“ (Schone 2008: 23, siehe dazu auch Helming 2002; Conen 1999, 2007)

Früher Hilfen ist es m.E. auch, im Gemeinwesen den Zugang zu materiellen, sozialen und kulturellen Ressourcen, für Familien zu ermöglichen. Zudem sollten wir im Rahmen der Entwicklung und des Aufbaus von Frühen Hilfen – neben der Begeisterung für Frühwarnsysteme und frühe Erkennung von Risikolagen – nicht vergessen, dass in Deutschland ca. 13 % der Kinder in Armutssituationen leben (im Vergleich z.B. zu Finnland, wo 3 % der Kinder als in Armutssituationen lebend eingeschätzt werden) – und dass da noch viel Lobbyarbeit für Familien und Kinder notwendig ist, um das zu verändern: Förderung der Berufstätigkeit von Frauen, z.B. allein erziehenden Müttern, reduziert Kinderarmut, was als Voraussetzung wieder eine gute Infrastruktur einer frühen Betreuung von Kindern voraussetzt, die gleichzeitig gerade Kindern in benachteiligten Lebenssituationen wieder in hohem Maß Lebenschancen eröffnen kann (siehe dazu Interview mit dem Ökonom und Nobelpreisträger James Heckman über zum „Perry Preschool Project“ in Ypsilanti, USA: Barth 2008).

Nachdem ich eine inhaltliche Richtung von sozialer Unterstützung angedeutet habe, möchte ich eingehen auf Aspekte des „Wie“ von Frühen Hilfen und der Zusammenarbeit mit Eltern: Mütter und Väter sollen Erziehungskompetenz entwickeln und Selbstwirksamkeitserfahrungen machen. Um die Aspekte Kompetenz und Selbstwirksamkeit zu verknüpfen, finde ich den Ansatz des Nobelpreisträgers Amartya Sen (2002) sinnvoll, in dem es um „agency“ geht, d.h. um Fähigkeiten („capabilities“), *sein eigenes Leben selber zu gestalten und um das Recht darauf, befähigt zu werden*. Im Gegensatz zum Kompetenzbegriff, der sich m.E. eher auf die Bewältigung innerer und äußerer Anforderungen bezieht, also eine reaktives Moment enthält, betont der Begriff der „agency“ eher eine aktive Gestaltung des Lebens. Dieser Ansatz versucht – ebenso wie das Empowerment-Konzept (Rappaport 1985, Stark 1996)<sup>25</sup> – die Dichotomie zwi-

---

<sup>25</sup> Rappaport formuliert die Dichotomie als eine zwischen wohlwollender Vernachlässigung und fürsorglicher Belagerung. Wohlwollende Vernachlässigung charakterisiert Rappaport (1985) als eine Haltung, die motiviert ist durch den großen Respekt vor dem individuellen Recht, nicht sozialisiert oder kontrolliert zu werden, solange man niemandem außer sich selbst Schaden zufügt. Diese Haltung ist oft verknüpft mit einer Ideologie der persönlichen Verantwortung, die auf neue Weise den Opfern die Schuld zuschreibt, jemand ist also selber schuld, wenn er sich schadet. Vergessen wird dabei, dass die Biographien der Familien – insbesondere sozial benachteiligter Mütter und Väter – meist durch Deprivationen in verschiedener Hinsicht geprägt sind, und dass aus diesem Grund die Mütter und Väter aus ihrer Geschichte heraus eine oft doch sehr eingeschränkte Sichtweise haben darauf, was ihnen möglich ist, wie sie sich verhalten könnten, was es für Alternativen gibt. Psychosoziale Dienste haben also die Aufgabe, mit für die Voraussetzungen von Selbstbestimmung zu sorgen. Wenn man andererseits KlientInnen behandelt wie Kinder, die in Not geraten sind, denen auf eher bevormundende Art und Weise geholfen wird, dann – so Rappaport – kann das so etwas wie eine „fürsorgliche Belagerung“ nach sich ziehen, die vermutlich auf Abwehr stößt und KlientInnen langfristig eher noch hilfloser und inkompetenter macht. „Unter ‚empowerment‘ verstehe ich, dass es unser Ziel sein sollte, für Menschen die Möglichkeiten zu erweitern, ihr Leben selbst zu bestimmen. Wir müssen uns mit dem Widerspruch auseinander setzen, dass selbst Menschen mit wenigen Fähigkeiten oder in extremen Krisensituationen, genauso wie jeder von uns, eher mehr als weniger Kontrolle über ihr eigenes Leben brauchen. Das heißt nicht notwendigerweise, dass wir deren Be-

schen gesellschaftlicher und individueller Verantwortung zu lösen durch eine Integration der Aufmerksamkeit für das Wohlergehen von Menschen *und* für ihre Handlungsfähigkeit. Das Konzept hat *eine politische Dimension im Sinne eines Rechts auf Befähigung; befähigt zu werden, ist also eine wesentliche Seite sozialer Gerechtigkeit*. Man nimmt „die Person unter dem Aspekt ihres *Handelns* [agency] in den Blick (...), indem man ihre Fähigkeit, Ziele, Verpflichtungen, Werte usw. zu entwickeln, anerkennt und respektiert. ... Worum es geht, ist eine Neubestimmung der sozialen Gerechtigkeit, in deren Mittelpunkt die ‚Rechte auf bestimmte Befähigungen stehen‘.“ (Ricoeur 2006: 183, 185)<sup>26</sup>. Wenn Frühe Hilfen versuchen gegenüber Müttern und Vätern in sozial benachteiligten Situationen, *deren Recht darauf, befähigt zu werden, einzulösen*, dann wird Prävention zu einem Bestandteil des Bemühens um soziale Gerechtigkeit.<sup>27</sup>

*Schlüsselvariablen im Capabilities-Ansatz sind:*

- Selbstwissen und Selbstwahrnehmung der eigenen persönlichen Bedürfnisse, Interessen und Fähigkeiten
- Selbstmanagement-Fähigkeit: die eigenen Ressourcen effektiv und effizient zu managen (Problemlösefähigkeit)
- Zugang zu Ressourcen: persönliche, soziale, ökonomische, technische (Mithaug 1996)

*Dieser Ansatz hat drei Grundarten sozialer Unterstützung zur Folge:*

- Hilfe dabei, die eigenen Interessen, Fähigkeiten und Bedürfnisse zu verstehen
- Versorgung der Person mit spezifischem persönlichen, sozialem und technischem Wissen und Fähigkeiten und Hilfe beim Zugang zu Ressourcen
- Ressourcen effektiv managen lernen (ebd.)

---

dürfnisse nach Hilfe vernachlässigen, wenn wir für mehr Selbstbestimmung votieren. Empowerment ist eine Denkweise, die mehr Klarheit über die divergente Natur sozialer Probleme bringt.“ (Rappaport 1985: 289).

<sup>26</sup> Dieses Konzept legt den Akzent auf eine Konzeption der gesellschaftlichen Verantwortung, „die die individuelle Freiheit zum vorrangigen Ziel einer Theorie der Gerechtigkeit macht. Umgekehrt wird die Freiheit zu einem Element der Bewertung gesellschaftlicher Systeme, einschließlich ihrer ökonomischen Dimension. Kurz, ‚berücksichtigt wird alles, was eine Person im Sinne des von ihr gewählten Lebens zu vollbringen imstande ist‘.“ (Ricoeur 2006: 187).

<sup>27</sup> „Weil jeder Mensch auf Grund des Geborenses ein initium, ein Anfang und ein Neuankömmling in der Welt ist, können Menschen Initiative ergreifen, Anfänger werden und Neues in Bewegung setzen ... Sprechend und handelnd schalten wir uns in die Welt der Menschen ein, die existierte, bevor wir in sie geboren wurden, und diese Einschaltung ist wie eine zweite Geburt, in der wir die nackte Tatsache des Geborenses bestätigen, gleichsam die Verantwortung dafür auf uns nehmen.“ (Arendt 1998: 214). Der Antrieb (dazu, dass wir initiativ werden), sagt sie, „scheint (...) in dem Anfang selbst zu liegen, der mit unserer Geburt in die Welt kam, und dem wir dadurch entsprechen, dass wir selbst aus eigener Initiative etwas Neues anfangen.“ (ebd.) Unsere Initiative ist wie ein Pfeil, den wir abschicken, was weiter geschieht, haben wir nicht in der Hand: Unser Handeln ist fügt sich ein in die Kausalität der materiellen Welt und ist verstrickt in das Handeln und mit den Zwecken aller Anderen Handelnden, fügt sich ein in das Bezugsgewebe menschlicher Angelegenheiten. „In diesem ursprünglichsten Sinne ist Handeln und etwas Neues anfangen dasselbe; jede Aktion setzt vorerst etwas in Bewegung“ (ebd.: 214). Die Geburt ist das Anfangen eines Wesens, das selbst im Besitz der Fähigkeit ist, anzufangen: die Geburt ist der Anfang des Anfangens selbst. (ebd.: 216)

*Für eine höhere Selbstbestimmung müssen:*

- Fähigkeiten wachsen (capacity increase)
- Gelegenheiten günstiger werden (more favorable opportunities)
- Person muss Gelegenheiten besser nutzen (person must engage in opportunities)  
(ebd.)

*Was muss eine Unterstützung von Familien in prekären Lebenssituationen bieten?*

- Informationsvermittlung
- Erweiterung von Handlungs- und Erfahrungsoptionen
- Selbstreflexions- und Selbsterfahrungsangebote
- Aufbau und Nutzung von Netzwerkstrukturen

*Ziele einer solchen Unterstützung werden im Empowerment-Konzept so zusammengefasst:*

- ein aktives und positives Gefühl des 'In der Welt- Seins' leben
- Fähigkeiten und Strategien ausbauen, um Ziele erreichen zu können
- Netzwerk entwickeln
- kritisch um die eigene Situation wissen:
- sich in sozialen Austauschprozessen bewegen
- die Demoralisierung überwinden (nach Stark 1996: 119)

Gelungene Frühe Hilfen in diesem Sinn ermöglichen einen gemeinsamen *Suchprozess*: „Bei vielen sozialen Interventionen und Programmen versuchen wir als Professionelle, die Menschen davon zu überzeugen, in einen Prozess, den wir ihnen vorschlagen, 'mit einzusteigen'. Häufig gelingt uns das auch, weil wir in unserer Funktion eine mehr oder weniger große Überzeugungskraft besitzen. Wir übersehen dabei jedoch, dass wir meistens damit nur ein 'Mitmachen' - die heute so oft geforderte 'Akzeptanz' - erreichen. Wir übersehen, dass es im Grunde darum geht, unsere KlientInnen oder die NutzerInnen unserer Angebote zum Anfangen zu bringen - einen Prozess zu beginnen, der sie aus dem Festsitzen, in dem sie sich aktuell befinden, herauslöst und befreit. *Vielleicht müssen wir als Professionelle eher lernen, weit mehr Augenmerk auf das Anfangen als auf das Ziel zu richten.*“ (Stark 1996, S. 55, Hervorhebung d.Vf.).

**Familie Mertz: „Dass sie uns als ganz normale Menschen angenommen hat.“<sup>28</sup>**

Familie Mertz ist eine Kernfamilie mit zwei Kindern. Die Mutter ist in einem EG-Land geboren, aber bereits seit ihrem zweiten Lebensjahr in Deutschland. Die Eltern haben sehr jung geheiratet, als das erste Kind auf die Welt gekommen ist. Die Familie hatte große Schulden; die Kinder hatten einige Male Läuse, was zu Problemen im Kindergarten führte; Frau Mertz hat große gesundheitliche Schwierigkeiten, sie ist Epileptikerin, hatte starke Kreuzschmerzen und kaputte Zähne. Frau Mertz schildert ihre Erfahrung mit Sozialpädagogischer Familienhilfe (SPFH) folgendermaßen:

*„Frau G. und Frau S. (Familienhelferinnen) kamen am Anfang zu zweit und haben immer wieder Tipps gegeben, wie man es ein bisschen besser machen kann.“*

Wie sie selbst sagt, hatte sie zu Beginn der SPFH wenig Wissen darüber, was Kinder brauchen:

*„Weil damals - am Anfang von der Familienhilfe - hab ich fast nichts gekannt, was man dann z.B. alles hernehmen muss für den Körper, für Babys und so, und die Frau S. hat mir immer wieder Tipps gegeben und gesagt: ‘Probieren Sie das mal aus.’ Und das haben wir dann ausprobiert und das hat dann immer wieder geklappt.“*

Sie wusste zudem wenig vom Haushalt und von der Organisation:

*„Sie (Familienhelferin) hat immer wieder Tipps gegeben, sie hat versucht, mich mehr auf den Haushalt reinzubringen, ich hab am Anfang praktisch fast nichts gewusst, was wirklich gemacht werden muss.“*

Frau Mertz brauchte die persönlichen Gespräche, um aus sich herauszukommen:

*„Und sie hat mir oft angeboten zu reden, weil ich kann nicht gut aus mir raus“.*

Den Unterschied zu anderen Formen von Unterstützung beschreibt sie damit, dass sie sich angenommen fühlte, in ihren Fähigkeiten anerkannt, dass sie ermutigt wurde:

*„Weil sie hat z.B. - wie andere Leut das machen - nicht gesagt: ‘Du kannst das nicht, hau ab’. Sondern sie hat gesagt: ‘Probiern, probiern, probiern.’ Und sie hat auch erkannt, was ich alles kann, und sie hat’s auch immer wieder gesagt. Weil ich hab damals schon versucht, eine Halbtagsstelle oder einmal die Woche eine zu kriegen, und weil ich ziemlich viel abgewiesen geworden bin, hat sie immer wieder gesagt: ‘Probiern Sie es halt noch mal’. Und das hat mir auch immer wieder Selbstvertrauen gegeben.“*

Zum Zeitpunkt der Interviews nach Abschluss der SPFH hat Frau Mertz eine Arbeit auf der Basis von geringfügiger Beschäftigung gefunden. Sie und ihr Mann schätzen an der Familienhelferin, dass sie als normale Menschen akzeptiert und von ihr nicht abgewertet worden sind:

*„Und dadurch, dass sie uns als ganz normale Menschen angenommen hat, und auch seine Familie, nicht so wie andere Leut, die sagen: ‘Schau dir die an’.“*

Frau Mertz hat sozusagen Wohlwollen und Mut entwickelt aus der Spiegelung des Wohlwollens ihrer Helferinnen, was sie vielleicht an die Kinder weitergeben kann.

<sup>28</sup> Aus einem Interview, geführt im Rahmen des Projektes „Sozialpädagogische Familienhilfe in Deutschland“ des DJI, siehe dazu Helming u.a. 1999

## IV. Schlussgedanken

### Neun Grundannahmen der Unterstützung von Müttern, Vätern und Kindern (nach Kinney et al. 1991: 55 ff)

1. Es gibt mehr Ähnlichkeiten zwischen KlientInnen und BeraterInnen als Unterschiede. Alle brauchen manchmal Hilfe, alle werden ärgerlich, alle sind manchmal unfair; wir leben alle in Räumen, die ab und zu dreckig und unordentlich werden, usw.
2. Jeder tut das Beste, was er kann innerhalb der Grenzen seiner Fähigkeiten, Intelligenz, Geschichte, Umgebung, Einkommen, Energie-Niveau, den Fähigkeiten der Menschen seines sozialen Netzes, seiner Gesundheit und seinem Wissen von seinen Möglichkeiten. Wenn man als BeraterIn offen bleibt und sich bemüht, die Komplexität der Situationen zu verstehen, wird man Mitgefühl haben. Das heißt nicht, dass sich KlientInnen und ihre Kontexte nicht verbessern können.
3. Die meisten Familienmitglieder mögen einander, wobei das oft unter Schichten verborgen liegt. BeraterInnen brauchen viel Aufmerksamkeit, um die Sehnsucht nach Nähe und gegenseitiger Anerkennung wahrnehmen zu können; aber je mehr sie daran glauben, desto eher werden sie dazu fähig.
4. Die Aufgabe von Sozialer Arbeit ist es also, Hoffnung zu installieren, nur so kann eine Partnerschaft entstehen.
5. Man kann nicht im voraus wissen, ob eine Situation hoffnungslos ist. Erfolg kann man nicht vorhersagen. BeraterInnen müssen sowohl Verständnis signalisieren für die komplizierte und schwierige Situation der Familien und diese anerkennen, aber gleichzeitig Beispiele geben, wo andere Familien in ähnlichen Situationen erfolgreich waren. Die Stärken der Familie - trotz ihrer schwierigen Situation - werden herausgearbeitet und die Familien auf diese hingewiesen. Die Familien werden ermutigt, indem man darüber spricht, dass sie schon andere Probleme gelöst haben. Ebenso werden sie ermutigt, sich kleine, erreichbare Ziele zu setzen, so dass sie Erfolgserlebnisse haben. Es werden konkrete Dienstleistungen für die Familien eingerichtet. Gegenseitiger Respekt ist ansteckend: wenn BeraterInnen höflich und respektvoll sind, werden KlientInnen ebenso antworten.
6. Es ist hilfreich zuzugeben, nicht alles zu wissen: „Wir haben unser Leben nicht gelöst und wir werden ihres nicht lösen.“ (ebd.: 66). Wenn BeraterInnen in der Lage sind, die eigenen Grenzen zuzugeben, lassen sie die Verantwortung bei den KlientInnen; gibt man die allwissende Fassade auf, wird man glaubwürdiger.
7. BeraterInnen müssen wissen, dass sie Schaden anrichten können.
8. Die KlientInnen sollen so viel Bestimmungsmacht wie möglich über den Prozess der Intervention haben. „Wir glauben, es ist eher unsere Aufgabe, den KlientInnen zu helfen, selber ihr Leben unter Kontrolle zu haben als für sie Kontrolle über ihr Leben zu nehmen. Dieser Glaube, dass KlientInnen selber über sich bestimmen sollten, wird auf vielerlei Arten und Weisen ausgedrückt. ... Schließlich ist es das Wichtigste, sie zu „empowern“, damit sie mit ihren eigenen Problemen fertig werden können.“ (ebd.: 63)
9. KlientInnen sind ExpertInnen über sich selbst. Sie haben die Informationen über das, was geschehen ist, was versucht wurde, was funktioniert hat und was nicht. Sie müssen als PartnerInnen des Interventionsprozesses ernstgenommen werden.



## 1. Wie lernen Menschen?

Der Hirnforscher Manfred Spitzer sagt dazu: „Für das Lernen ist wichtig: Gelernt wird immer dann, wenn positive Erfahrungen gemacht werden. Dieser Mechanismus ist wesentlich für das Lernen der verschiedensten Dinge, wobei klar sein muss, dass für die Menschen die positive Erfahrung schlechthin in positiven Sozialkontakten besteht. Plakatativ formuliert: Der lernende Mensch ist kein Nagetier, das reflexhaftes Verhalten produziert und um so mehr davon, je mehr Futterkügelchen es für ein bestimmtes Verhalten erhält. ... Menschliches Lernen vollzieht sich immer in der Gemeinschaft, und gemeinschaftliche Aktivitäten bzw. gemeinschaftliches Handeln ist wahrscheinlich der bedeutsamste ‚Verstärker‘.“ (Spitzer 2002: 181).

Der Bildungsbegriff des 12. Kinder- und Jugendbegriffs hat das folgendermaßen auf den Punkte gebracht:

- „Bildungsprozesse sind die Bausteine, die Menschen nach und nach befähigen, ihr Leben selbständig zu regulieren.“ (Th. Rauschenbach)
- Bildung ist ein konstruktiver Prozess, an dem die KlientInnen aktiv beteiligt sind.
- Die Qualität von Bildungsprozessen ist abhängig vom Grad der Aufmerksamkeit, der Motivation, der emotionalen Beteiligung der NutzerInnen, sowie dem Lebensweltbezug der Inhalte, d.h. der Anschlussfähigkeit an bereits vorhandenes Wissen.

Von der empirischen Forschung wurden vier Prinzipien herausgearbeitet, die wesentlich sind für den Erfolg von Therapien (Grawe 1995). Diese lassen sich vermutlich auch in Tätigkeiten der Sozialen Arbeit übersetzen:

- Ressourcenaktivierung
- Prinzip der realen Erfahrung: „Was verändert werden soll, muss in der Therapie real erlebt werden. Oder: ‚Reden ist Silber, real erfahren ist Gold‘. Auch dieser Wirkfaktor ist durch sehr viele Forschungsbefunde abgestützt. Es gibt eine große Zahl von Hinweisen darauf, dass Probleme am besten in einem Setting behandelt werden, in dem eben diese Probleme real erfahren werden.“ ( Grawe 1995, S. 136)
- Aktive Unterstützung oder auch direkte Anleitung dabei, mit einem bestimmten Problem besser fertig zu werden: „Für die therapeutische Wirkung ist entscheidend, dass der Patient die reale Erfahrung macht, besser im Sinne seiner Ziele mit der betreffenden Situation zurecht zu kommen.“ (ebd. S. 138)
- Klärung der eigenen Motive und Ziele: Warum empfindet, warum verhält man sich so und nicht anders?

Im momentanen Diskurs wird manchmal „Ressourcenorientierung“ entweder lediglich programmatisch verwendet, nicht gesehen, dass dies ein fachlich anspruchsvolles Konzept ist oder Ressourcenorientierung wird verwechselt mit „Laissez-faire“; es wird statt dessen mehr Kontrolle<sup>29</sup> gefordert, Ansprechen von Defiziten gefordert. Aber wir müssen m.E. mehr auch für die Soziale Arbeit darüber nachdenken, wie Lernen funktioniert, wenn wir denn wollen, dass Mütter und Väter lernen mit ihren Kindern umzugehen.

Ressourcen sind bspw. durchaus ambivalent; es gilt, sie wirklich konkret zu suchen u.a. in den Handlungen der KlientInnen. Es bedeutet nicht zu sagen: „Ach, Sie schaffen es schon“. Es geht dabei um die Anknüpfungspunkte für Hilfe und Veränderung. Ohne diese Anknüpfungspunkte braucht Soziale Arbeit keine Hilfe anzubieten.

## **2. Fehler-Kultur**

Dass Fachkräfte im Bereich der Frühen Hilfen momentan durch die gesamte Screening-Diskussion und durch die öffentlich gewordenen Kinderschutzfälle auch in hohem Maß verunsichert sind in ihrer Aufgabe, Familien Unterstützung zu geben – und sehr ambivalent: Wie weit können sie noch Unterstützung anbieten, wann ist die Grenze erreicht<sup>30</sup> - ist ein weiteres Thema – sie stehen selbst ja auch unter Verdacht und brauchen stattdessen tatkräftige Unterstützung dabei, u.a. sich selbst in den eigenen Handlungsvollzügen zu reflektieren; das schließt das organisatorische Handeln der Jugendhilfe mit ein<sup>31</sup>. Es beinhaltet eine behutsame und geduldige Fehler-Kultur<sup>32</sup>, die es ermöglicht, ein Scheitern von Hilfen nicht nur auf die Familien zu beziehen, die halt nicht „erreichbar“ sind, sondern genau und achtsam wahrzunehmen, wie Jugend- und Gesundheitshilfe, wie die einzelnen Fachkräfte selbst möglicherweise beteiligt sind, ob z.B. das Hilfsangebot demotivierend formuliert, Disziplinierungs-, Abwertungs- oder

---

<sup>29</sup> Was bedeutet Kontrolle? Überprüfung von bestimmten Auflagen, verbunden mit der Androhung von Sanktionen; Vernetzung mit anderen Institutionen, um mehrere Perspektiven in Bezug auf das Wohlergehen der Kinder zu erhalten; Wahrnehmung des Wohls der Kinder (Hebamme z.B.) ... Ergebnisse von Handlungen sind kontrollierbar, Handlungen selbst nicht.

<sup>30</sup> Dazu auch die Expertise von Schone (2008): Kontrolle als Bestandteil fachlichen Handelns in den sozialpädagogischen Diensten der Kinder- und Jugendhilfe: S. 8: 2Das (hohe Interpretationsräume bei gleichzeitig geringer Verfahrensstandardisierung) erzeugt einen hohen Zwang zur Selbstregulation im Handlungsfeld. Dies umso mehr, als keiner der im Feld tätigen Akteure sich dem Tätigkeitsimperativ zur Wahrnehmung des staatlichen Wächteramts entziehen kann und weil die gesellschaftliche Erwartung an diese Akteure sehr hoch ist, gesellschaftliche Mindestnormen im Hinblick auf Pflege und Erziehung von Kindern durchzusetzen.“

<sup>31</sup> Entscheidungsfehler dürfen nicht nur einer einzelnen Fachkraft zugerechnet werden, sondern es sollten gleichermaßen die organisatorischen Strukturen in den Blick genommen werden, unter denen solche Aktivitäten und Entscheidungen erfolgen. „Gerade für ein Jugendamt gilt, dass es in besonderer Weise seine internen Strukturen, seinen Auftrag und seine Beziehungen zur organisatorischen Umwelt reflektieren muss.“ (Schone 2008: 27).

<sup>32</sup> ABC einer Fehlerkultur: A = Admitting an Incident, B= Bowing for apology, C= Consolation, D=Disclosure, E= Education and lessons learned, F= Fixing Damages; siehe dazu auch: Stellungnahme des Bundesjugendkuratoriums (2007)

gar unterschwellige Strafpulse enthielt oder Gleichgültigkeit und Resignation usw. „Eine Ethik des Denkens sollte sich auf die Seite derer stellen, die sich je unendlich neu aufgerufen fühlen, vielleicht mehr an Handlungsbewusstsein zu evozieren, als dies beim Versuch, alles in abschließbare Regeln zwingen zu wollen, gelingen kann.“ – eine Aufforderung zur Selbstevaluation in den sozialen Dienstleistungen und zum Lernen aus Fehlern (Linke 2005). Wir haben eine Verpflichtung und Verantwortung in Bezug auf die Anwendung von Mitteln, aber nicht auf die Ergebnisse, weil diese im menschlichen Handeln nicht vorhersehbar sind (Arendt 1998). „Hier geht es nicht darum, die jeweils fallzuständige Fachkraft in ihrem Handeln zu bewerten, sondern das Ziel einer solchen strukturierten ‚Fallrückschau‘ liegt darin, gemeinsam aus den vorhergehenden Fallbearbeitungen zu lernen und methodische und/oder organisationsbezogene Schlussfolgerungen für das weitere Handeln zu ziehen.“ (Merchel 2007: 17).

*Es kann nicht sein, dass Jugendhilfe automatisch erstmal bei Todesfällen in einen Abwehrreflex fällt, wie z.B. in Wuppertal (Kind in Pflegefamilie tot, „Wir suchen die Pflegefamilien gut aus“ – aber Kita hat schon mehrmals darauf hingewiesen, dass das Kind gefährdet ist); oder: Tod von Lea-Sophie: „Das kann überall passieren“, sagte der Sozialdezernent, oder der Bürgermeister Claussen von Schwerin: „Der, dem es passiert ist, hat in diesem Fall Pech gehabt“; TAZ vom 2.4.2008, S.7: Gernot Knödler: Oberbürgermeister droht die Abwahl.*

Gerade im Zusammenhang mit sozial benachteiligten Müttern und Vätern, deren Alltag möglicherweise in hohem Maß nicht den in dieser Gesellschaft vorhandenen Idealbildern und Normen entspricht – ist es notwendig, mit äußerster Nüchternheit und ohne Moralisieren die eigene Einschätzung von Kindern, Müttern und Vätern und ihrem Verhalten, aber auch die eigenen Möglichkeiten und Grenzen kritisch zu überprüfen: Mit welcher Sprache charakterisiert man Familien/Kinder/sich selbst? Welche Aburteilungen/Verurteilungen enthalten diese Beschreibungen? Wie ist man mit den eigenen Emotionen/Gefühlen, Zu- und Abneigungen in die Beziehung zum jeweiligen Kind/Jugendlichen bzw. dessen Eltern verstrickt? Welche Erwartungen hat man an die Eltern und vor allem auch an sich selbst? Wie können Be-/Verurteilungen als Urteile sichtbar werden, damit sie nicht als „harte“ Fakten dastehen? Es geht darum, eine klare Haltung zu entwickeln, um Empörung, Vorhaltungen, Tadel, moralische Urteile, sei es sich selbst oder anderen Beteiligten gegenüber als solche wahrzunehmen und nicht unreflektiert in Handlungen zu übersetzen; es geht um die Eröffnung von Perspektivenvielfalt und von Möglichkeitshorizonten. Ein Aspekt davon ist vielleicht die im Paradox „Respektvoll konfrontieren“ bezeichnete Vorgehensweise. „Respekt“ ist eine Haltung, die insbesondere in der Motivierung und Begleitung von sozial benachteiligten Müttern, Vätern und Kindern unbedingt erforderlich ist (vgl. dazu Sennett 2002, Ricoeur 2006).

Es braucht dazu dringend regelmäßig Supervision und Unterstützung z.B. für die HausbesucherInnen. Mit extrem verletzten Müttern und Kindern zu arbeiten, fordert seinen Tribut auch von der erfahrensten Fachkraft<sup>33</sup> – so Erickson/Egeland (2007:14).<sup>34</sup>

Was ich mir wünsche im Bereich der Frühen Hilfen ist, dass wir gesellschaftlich *Strukturen der Achtsamkeit*<sup>35</sup> entwickeln gegenüber den Bedürfnissen von Müttern, Vätern und Kindern statt Frühwarnsystemen. Was bedeutet Achtsamkeit: die Aufmerksamkeit nicht-wertend auf den gegenwärtigen Augenblick zu richten, nüchtern, real, desillusionierend, präzise; Achtsamkeit ist eine Handlung, ein Prozess der Wahrnehmens der Verknüpfungen von Wahrnehmen, Bewertung, Affekten, Reiz-Reaktions-Muster. Eine achtsame Haltung kann zwischen den Reiz und die automatisierte Reaktion einen Moment des Innehaltens, des aktiven Nicht-Tuns schieben. Ein Moment der Vergegenwärtigung, der Einsicht, um aus einer inneren Einengung, aus destruktiven Erlebens- und Verhaltensschemata auszusteigen. Es braucht *Zeit* zum Innehalten,

<sup>33</sup> „Working day in and out with vulnerable children and vulnerable parents takes a toll on even the strongest, most seasoned professional“. (Erickson/Egeland 2007: 14).

<sup>34</sup> Es braucht soziale Orte, an denen Erfahrungen und Wissensbestände der SozialarbeiterInnen selber gemeinsam erarbeitet, dokumentiert und für andere transparent gemacht werden, an denen diskursiv gearbeitet wird, gemeinsam an den Erfahrungen der praktischen Arbeit gelernt und somit theorieorientiertes Wissen aus den eigenen praktischen Arbeitsvollzügen hervorgebracht und gesichert werden kann. Der Austausch von Erfahrung kann Neues ans Licht bringen, Verbindungen herstellen, neue Blickwinkel ermöglichen. Vielleicht wird dadurch die Kenntnis nicht objektiver, aber komplexer und reicher. Diese Art von Produktion von Wissen fordert Isabelle Stengers (1998) für die Pädagogik – und meines Erachtens sind ihre Überlegungen auf die Sozialpädagogik übertragbar. Die Besonderheit des Arbeitsbereiches der PädagogInnen, des Wissenserwerbs, liegt ihrer Ansicht darin, dass man eben nicht von den affektiven, beziehungsmaßigen, kulturellen oder gesellschaftlichen Umständen absehen kann: „*Anders ausgedrückt, die Pädagogik wird niemals den von ihr angestrebten Status erreichen, d.h. den einer objektiven Disziplin: Sie kann nie den eigenen Ruhm damit begründen, dass die von Subjektivität beeinträchtigte Fähigkeit des Lehrers ‚überwunden‘ wird, um Verfahren vorzuschreiben, die, vollkommen unabhängig von den Umständen, mächtig genug sind, um die Tätigkeit des Lehrers vorzuschreiben.*“ (ebd.: 84, Hervorhebung d.Vf.). Aus diesem Grund müssen die Lehrenden selbst in die Lage versetzt werden/sich in die Lage versetzen, Wissen aus ihren eigenen Erfahrungen heraus zu generieren. Stengers sagt in Bezug auf die Gesellschaftswissenschaften allgemein und nutzt als Beispiel die Pädagogik: „Es ist ausgeschlossen, dass es zur Ausbildung eines Wissens – das diesen Namen auch verdient – über die Menschen (verstanden als denkende und handelnde Menschen) kommt, wenn es keine realen Gruppen gibt, die ihre Mitglieder dazu in die Lage versetzen, hinsichtlich ihrer eigenen Praxis einen Standpunkt, Aufgaben und Forderungen zu formulieren. Die Existenz dieser Gruppen ist Voraussetzung für besagtes Wissen. Ich möchte nur ein einziges Beispiel anführen: Die Wissenschaft, die man als ‚Pädagogik‘ bezeichnet, kann es so lange nicht geben, wie die Lehrenden nicht über Mittel verfügen, sich selbst als ein Kollektiv von Spezialisten zu definieren. Und solange es derartige Gruppen nicht gibt, solange die Lehrenden nicht die Mittel an der Hand haben, sich selbst unter Bezugnahme auf ihre Erfahrungen zu definieren und die Probleme aufzuwerfen, die sie wirklich interessieren, darf der Pädagoge ganz nach eigenem Gutdünken im Namen seiner ‚Wissenschaft‘ erklären, wie man zu unterrichten hat.“ Stengers ist Chemikerin und Wissenschaftsphilosophin, Schülerin und Mitarbeiterin von Ilya Prigogine, der 1977 den Nobelpreis für Chemie erhalten hat, „Vater“ der Chaos-Theorie, der für die Chemie so etwas ist wie Heisenberg für die Physik. In ihrem Buch „Wem dient die Wissenschaft?“ (1998), aus dem das obige Zitat stammt, formuliert sie eine fulminante Kritik an der Wissenschaftsgläubigkeit – von WissenschaftlerInnen selber als auch von Laien - und fordert insbesondere bei Problemen gesellschaftlicher Art, dass die verschiedenen Wissensbereiche nicht hierarchisiert werden dürfen, sondern sich gegenseitig bereichern müssten, „denn schließlich geht es weniger darum, die einzelnen Wissenschaften ‚weiterzubringen‘, als vielmehr darum, auf der Höhe eines Problems zu sein, nach dessen Lösung die Gesellschaft verlangt.“ (ebd. S. 98). Zu Prigogine selber siehe: „Vom Sein zum Werden. Der Pfeil der Zeit und die neue Verzauberung der Natur“. Ilya Prigogine im Gespräch mit Edmond Blattchen. In: Lettre, Heft 45, II.Vj./99, S. 42-46

35 Vgl. Stellungnahme des Bundesjugendkuratoriums (2007)

nicht hektischen Aktionismus. Neugierig, offen, wach, erkundend. Achten was ist. Bemerkend ohne moralisierend zu bewerten (Anderssen-Reuster 2007:1; siehe auch Heidenreich/Michalak 2006) – und das auf der Basis von konstruktivem Fatalismus oder auch kreativer Hoffnungslosigkeit (siehe dazu Omer et al. 2007), also im Bewusstsein, dass wir nicht alles im Griff haben, nicht alles Leiden werden verhindern können – und dennoch ausgesprochen hartnäckig am Ball bleiben im Bemühen, ein gutes Leben für alle zu ermöglichen.<sup>36</sup>

Wenn Menschen die Fähigkeit entwickeln, selbstwirksam zu handeln, dann leben sie das, was Hannah Arendt (1998) als Potenzial aller Menschen formuliert hat:

Jeder Mensch ein neuer Anfang<sup>37</sup>.

## V. Literatur

- Alt, Christian (Hrsg.) (2005): Kinderleben - Aufwachsen zwischen Familie, Freunden und Institutionen. Bd. 1, Aufwachsen in Familien. Wiesbaden. Zusammenfassung unter: Ergebnis aus dem Kinderpanel des DJI: <http://www.dji.de/cgi-bin/inklude.php?inklude=kinderpanel/highlights/Befinden.htm>
- Andersson-Reuster Ulrike (2007) (Hrsg.): Achtsamkeit in Psychotherapie und Psychosomatik. Haltung und Methode. Stuttgart: Schattauer
- Antonovsky, Aaron (1997): Salutogenese. Zur Entmystifizierung der Gesundheit. Stuttgart: DGVT-Verlag
- Arendt, Hannah (1998): Vita activa oder Vom tätigen Leben. München: Piper

---

<sup>36</sup> „Persistence often pays“ – Hartnäckigkeit zahlt sich oft aus, so Erickson/Egeland (2007:14): Die Mütter, die am meisten längerfristige Unterstützung bräuchten, haben aber auch am meisten Schwierigkeiten, Termine einzuhalten, dabeizubleiben. STEEP bevorzugt in dieser Hinsicht ein Verhalten, durch das die Familien immer wieder aufgesucht werden, das nicht aufgibt – auch wenn die Mütter Termine immer wieder nicht wahrnehmen. „Wir machten eine Umwertung unserer Basisannahmen über Veränderung. Als Ergebnis unserer Erfahrung und unserer Beobachtungen sind wir nun überzeugt, dass jeder lernen kann. Leute lernen, wenn sie es nicht wollen; Leute lernen, wenn sie verstört sind; Leute lernen, obwohl sie bisher auf viele soziale Dienste nicht geantwortet haben; Leute lernen, obwohl SozialarbeiterInnen sagen, dass sie es nicht können; Leute lernen, obwohl sie dreckige Häuser haben, wenig Bildung und eine lange Liste von Problemen. Leute lernen und ändern sich unentwegt.“ (Kinney/Haapala/Booth 1991: 6; Übersetzung d.Vf.)

<sup>37</sup> „Weil jeder Mensch auf Grund des Geborenses ein initium, ein Anfang und ein Neuankommeling in der Welt ist, können Menschen Initiative ergreifen, Anfänger werden und Neues in Bewegung setzen ... Sprechend und handelnd schalten wir uns in die Welt der Menschen ein, die existierte, bevor wir in sie geboren wurden, und diese Einschaltung ist wie eine zweite Geburt, in der wir die nackte Tatsache des Geborenses bestätigen, gleichsam die Verantwortung dafür auf uns nehmen.“ (ebd.: 214). Der Antrieb (dazu, dass wir initiativ werden), sagt sie, „scheint (...) in dem Anfang selbst zu liegen, der mit unserer Geburt in die Welt kam, und dem wir dadurch entsprechen, dass wir selbst aus eigener Initiative etwas Neues anfangen.“ (ebd.) Unsere Initiative ist wie ein Pfeil, den wir abschießen, was weiter geschieht, haben wir nicht in der Hand: Unser Handeln ist fügt sich ein in die Kausalität der materiellen Welt und ist verstrickt in das Handeln und mit den Zwecken aller Anderen Handelnden, fügt sich ein in das Bezugsgewebe menschlicher Angelegenheiten. „In diesem ursprünglichsten Sinne ist Handeln und etwas Neues anfangen dasselbe; jede Aktion setzt vorerst etwas in Bewegung“ (ebd.: 214). Die Geburt ist das Anfangen eines Wesens, das selbst im Besitz der Fähigkeit ist, anzufangen: die Geburt ist der Anfang des Anfangens selbst. (ebd.: 216)

- Barth, Felix (2008): James Heckman über Chancen. Interview mit dem Ökonom und Nobelpreisträger James Heckman zum „Perry Preschool Project“ in Ypsilanti, USA. In: Süddeutsche Zeitung, Wochenendbeilage, 29./30.3.2008, Nr. 74, S.VIII
- Bauer Rudolph (1988): „... sich wechselseitig veredeln ...“ Zur sozialgeschichtlichen Durchsetzung des Familienideals. In: DJI (Hrsg.): Wie geht's der Familie,? Ein Handbuch zur Situation der Familien heute, München: Kösel, 13 -21
- Beschluss des Kinder- und Jugendhilfeausschusses, des Sozialausschusses und des Gesundheitsausschusses des Münchner Stadtrats in der gemeinsamen Sitzung vom 04.12.2007 (02-08/V 11203). München. Download unter: [http://www.muenchen.de/Rathaus/politik\\_str/ris/117521/beschluesse.html](http://www.muenchen.de/Rathaus/politik_str/ris/117521/beschluesse.html). 25.1.2008.
- Bude, Heinz/ Willisch, Andreas (2008). Die Debatte über die „Überflüssigen“ Einleitung. In: Bude, Heinz/ Willisch, Andreas (Hrsg.). Exklusion. Die Debatte über die Überflüssigen. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 9-30.
- Bugental D.B., Ellerson P.C., Lin E.K., Rainey B., Kokotovic A. & O'Hara N. (2002). A cognitive approach to child abuse prevention. *Journal of Family Psychology* 16, 243-258.
- Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA) (Hg.); Bengel, Jürgen/Strittmatter, Regine/Willmann, Hildegard (AutorInnen) (2001): Was erhält Menschen gesund? Antonovskys Modell der Salutogenese – Diskussion und Stellenwert. Köln: BZgA
- Cecchin, Gianfranco/Conen, Marie-Luise (2007): Wenn Eltern aufgeben. Therapie und Beratung bei konflikt-haften Trennungen von Eltern und Kindern. Heidelberg: Carl-Auer-Verlag
- Chassé, Karl August/Zander, Margherita/Rasch, Konstanze (2003): Meine Familie ist arm. Wie Kinder im Grundschulalter Armut erleben und bewältigen. Wiesbaden: VS-Verlag
- Clarke, Karen (2006): Childhood, Parenting and Early Intervention: A Critical Examination of the Sure Start National Programme. *Critical Social Policy*, 26, 4, S. 699-721.
- Conen, Marie-Luise (1999): „Unfreiwilligkeit“ – ein Lösungsverhalten. Zwangskontexte und systemische Therapie und Beratung. In: *Familiendynamik*, 3, 283-297
- Conen, Marie-Luise/Cecchin, Gianfranco (2007): Wie kann ich Ihnen helfen, mich wieder loszuwerden? Therapie und Beratung in Zwangskontexten. Heidelberg: Carl-Auer-Verlag
- Dornes, Martin (1997): Die frühe Kindheit. Entwicklungspsychologie der ersten Lebensjahre. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch
- Erickson Farrell, Martha/Egeland, Byron (2006): Die Stärkung der Eltern-Kind-Bindung. Frühe Hilfen für die Arbeit mit Eltern von der Schwangerschaft bis zum zweiten Lebensjahr des Kindes durch das STEEP™-Programm. Stuttgart.
- Erickson Farrell, Martha/Egeland, Byron (2007): Das Steep-Programm: Linking Theory and Research to Practice. In: *Standpunkt Sozial, Hamburger Forum für Soziale Arbeit und Gesundheit*. Heft 3/2007. HAW Hamburg: Fakultät Wirtschaft und Soziales, S. 7 – 14
- Foerster, Heinz von/Bröcker, Monika/Ivanovas Georg (2007): Teil der Welt. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme Verlag
- Frankl, Viktor (1985): Der Mensch vor der Frage nach dem Sinn. München: Piper Verlag
- Gebhardt, Miriam (2002): Sünde, Seele, Sex. München: DVA
- Gebhardt, Miriam/ Wischermann, Clemens Gebhardt (2007) (Hrsg.): Familiensozialisation seit 1933 - Verhandlungen über Kontinuität Stuttgart: Franz Steiner Verlag (Gebhardt S. 99)
- Grawe, Klaus (1995): Grundriss einer Allgemeinen Psychotherapie. In: *Psychotherapeut* (1995) 40: 130 – 145.
- Grawe, Klaus; Grawe-Gerber, Mariann: (1999): Ressourcenaktivierung. Ein primäres Wirkprinzip der Psychotherapie. In: *Psychotherapeut*, 44.Jg./Heft 2, S. 63-73)
- Heidenreich, Thomas/Michalak, Johannes (2006, 2. korr. Auflage) (Hrsg.): Achtsamkeit und Akzeptanz in der Psychotherapie. Ein Handbuch. Stuttgart: Dgvt-Verlag
- Helming, Elisabeth/Sandmeier, Gunda/ Sann, Alexandra/Walter, Michael (2006): Kurzevaluation von Projekten zu Frühen Hilfen für Eltern und Kinder und sozialen Frühwarnsystemen in den Bundesländern, Abschlussbericht. Download unter: [http://www.dji.de/bibs/612\\_Abschlussbericht\\_Kurzevaluation\\_Fruehe\\_Hilfen.pdf](http://www.dji.de/bibs/612_Abschlussbericht_Kurzevaluation_Fruehe_Hilfen.pdf). 23.1.2008.
- Helming, Elisabeth (2006a): „Die haben nichts – die bringen nichts“?! Sozialpädagogische Familienhilfe: Familienbildung für sozial benachteiligte Familien. In: *Recht der Jugend und des Bildungswesens*, Jg. 54, H. 2, S. 207-219
- Helming, Elisabeth (2006b): „Super Nanny“ – Differenzieren statt Dramatisieren. In: Wahl, Klaus & Hees, Katja (Hrsg.) (2006): Helfen „Super Nanny“ und Co.? Ratlose Eltern - Herausforderung für die Elternbildung. Weinheim: Beltz Verlag: 87 – 102
- Helming, Elisabeth (2004a): I can't get no satisfaction – oder? Zufriedenheit in der Arbeit der ambulanten Erziehungshilfen/SPFH. Inputs auf den Fachtagen der LAG SPFH in Bayern, 17. – 19.5. 2004, Hesselberg, In: Nachrichtendienst der Landesarbeitsgemeinschaft SPFH in Bayern e.V., Herbst 2004
- Helming, Elisabeth (2004b): Möglichkeiten und Grenzen der Hilfen zur Erziehung am Beispiel der Sozialpädagogischen Familienhilfe. In: Fegert, Jörg & Schrapper, Christian (Hrsg.) (2004): Handbuch Jugendhilfe und Kinder- und Jugendpsychiatrie. Münster: Votum

- Helming, Elisabeth (2002): Die Eltern – Erfahrungen, Sichtweisen und Möglichkeiten. In: Bereitschaftspflege/Familiäre Bereitschaftsbetreuung. Empirische Ergebnisse und praktische Empfehlungen (BMFSFJ (Hrsg.) (2002) Schriftenreihe des BMFSFJ, Band 231, S. 139 – 275; darin u.a.: Grundsätze und Methoden der Elternaktivierung. S. 254-275.
- Helming, Elisabeth (2001): Kinder ohne Gewalt erziehen – auch wenn das Wasser bis zum Halse steht? In: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend und Deutsches Jugendinstitut (Hrsg.): Materialien zur Familienpolitik Nr. 8, Bonn/München, S. 68 – 93
- Helming, Elisabeth (1999a): Hilfen für Familien in Krisensituationen. In: Zeitschrift für Pädagogik, 1999, 39. Beiheft, S. 53-168.
- Helming, Elisabeth/Schattner, Heinz/Blüml, Herbert et al. (1999b): Handbuch Sozialpädagogische Familienhilfe. Hg. durch Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Stuttgart: Kohlhammer
- Hensen, Gregor (2005): Soziale Frühwarnsysteme in NRW – Frühe Hilfen für Familien durch verbindliche Formen der Kooperation. In: Deutsches Jugendinstitut (Hrsg.), IKK-Nachrichten 1–2/2005: Gewalt gegen Kinder
- Holz, Gerda/ Hock, Beate (2006). Infantilisierung von Armut begreifbar machen - Die AWO-ISS-Studien zu familiärer Armut. Vierteljahreshefte zur Wirtschaftsforschung, 75, 1, 77-88.
- Hurrelmann, Klaus/Andresen, Sabine (2007): Kinder in Deutschland 2007. 1. World Vision Kinderstudie. Frankfurt: Fischer Taschenbuch
- Kappeler, Manfred (2000): Der schreckliche Traum vom vollkommenen Menschen. Marburg: Schüren
- Kindler, Heinz (2007): Wie könnte ein Risikoinventar für frühe Hilfen aussehen? Expertise für das Projekt „Guter Start ins Kinderleben“. München. Manuskript.
- Kindler, Heinz/Spangler, Gottfried: Wirksamkeit ambulanter Interventionen nach Kindesmisshandlung und -vernachlässigung. Ein Forschungsüberblick. In: Interdisziplinäre Fachzeitschrift der DGgKV, 8. Jahrgang, Heft 1, S. 101-116.
- Kinney, Jill/Haapala, David/Booth, Charlotte (1991): Keeping Families Together. The Homebuilders Model. New York: Aldine de Gruyter
- Klute, Hilmar (2008): Die neurotische Gesellschaft und ihre Freunde wollen uns in die Mangel nehmen. Bürger, wehrt Euch gegen Rauchverbote, Sexratgeber und Ernährungshinweise. In: Süddeutsche Zeitung, Wochenendbeilage, 29./30.3.2008, Nr. 74, S.I
- Lange, Andreas (2007): Im Windschatten von PISA, IGLU und Co. : Neue Herausforderungen an die Familienbildung, Vortragsmanuskript für die Mittwochsgespräche der FH Ravensburg-Weingarten, München, 10.12. 2007
- Lange, Andreas (2008): Beiträge einer interdisziplinär orientierte Soziologie der Kindheit für das Verständnis frühkindlicher Bildung. Beitrag für Werner Thole/Rudolf Tippelt: Frühkindliche Bildung/ Tagungsband zum Kongress der DGFE mit der Robert-Bosch-Stiftung. Im Druck
- Linke, Detlef B. (2005): Die Freiheit und das Gehirn. Eine neurophilosophische Ethik. München: C.H.Beck
- Merchel, Joachim (2007): Mängel des Kinderschutzes in der Jugendhilfe. In: Sozialmagazin (2) 32, 11-18
- Mithaug, Dennis E. (1996): Fairness, Liberty and Empowerment Evaluation. In: Fetterman David M., Kaftarian Shakeh J., Wandersman Abraham (1996) (Editors): Empowerment Evaluation. Knowledge and Tools for Self-Assessment and Accountability. Thousand Oaks/London/New Delhi: Sage Publications, S. 234 - 255
- Müller C. Wolfgang (1982): Wie helfen zum Beruf wurde. Weinheim und Basel: Beltz
- Nestmann, Frank (1999): Soziale Gerechtigkeit und Empowerment. In: Archiv für Wissenschaft und Praxis der sozialen Arbeit Heft 3 /1999, S. 129 - 150.
- Nitsch, Michael (2006): Kinder, Eltern, Helfer – Von der Ambivalenz des Glaubens an die Hilfe. Vortrag auf dem Kinderschutzforum September 2006: Entmutigte Familien bewegen (sich). Entwicklungsmöglichkeiten in Risikosituationen. Internetaufsatz.
- Nussbaum, Martha C. (1999): Gerechtigkeit oder das gute Leben. Gender Studies. Frankfurt/Main: Suhrkamp Verlag
- Nussbaum, Martha C. (2002): Konstruktion der Liebe, des Begehrens und der Fürsorge. Stuttgart: Reclam
- Omer, Haim/Alon, Nahi/Schlippe, Arist von (2007): Feindbilder. Psychologie der Dämonisierung. Göttingen: Vandenhoeck und Rupprecht
- Peukert Detlev J., Münchmeier Richard (1990): Historische Entwicklungsstrukturen und Grundprobleme der deutschen Jugendhilfe. In: Sachverständigenkommission 8. Jugendbericht (Hrsg.) (1990): Jugendhilfe - Historischer Rückblick und neuere Entwicklungen. München: DJI-Verlag
- Prömmel, Erdmann (2007): Die ‚Entdeckung‘ der ‚Neuen Unterschicht‘ und ihr politischer Nutzen. In: Standpunkt Sozial, Hamburger Forum für Soziale Arbeit und Gesundheit. Heft 3/2007. HAW Hamburg: Fakultät Wirtschaft und Soziales, S. 53-63
- Rappaport, Julian (1985): Ein Plädoyer für die Widersprüchlichkeit: Ein sozialpolitisches Konzept des „empowerment“ anstelle präventiver Ansätze. In: Verhaltenstherapie und psychosoziale Praxis, 2/1985, 257 ff
- Ricoeur, Paul (1996): Das Selbst als ein Anderer. München: Wilhelm Fink Verlag
- Ricoeur, Paul (2006): Wege der Anerkennung. Frankfurt/Main: Suhrkamp

- Rietmann, Stephan/Hensen, Gregor (2007): Komplexität bei Kindeswohlgefährdungen als Risiko – Hinweise für eine koordinierte Steuerung bei Einschätzung und Intervention. In: Kindesmisshandlung und Vernachlässigung. Interdisziplinäre Fachzeitschrift der DGgKV, 10. Jg., Heft 2, S. 24 - 41
- Sachße Christoph (1994): Mütterlichkeit als Beruf. Sozialarbeit, Sozialreform und Frauenbewegung 1871 - 1929. Opladen: Westdeutscher Verlag
- Sann, Alexandra/Schäfer, Reinhild/Stötzel, Manuela (2007): Zum Stand der Frühen Hilfen in Deutschland. Ein Werkstattbericht. In: Kindesmisshandlung und Vernachlässigung. Interdisziplinäre Fachzeitschrift der DGgKV, 10. Jg., Heft 2, S. 3-23
- Schiepek, Günter (1988): Psychosoziale Praxis und Forschung: ein methodologischer Entwurf aus systemischer Sicht. In: Reiter/Brunner/Reiter-Theil (Hrsg.) (1988): Von der Familientherapie zur systemischen Perspektive; a.a.O., 51-76
- Schone, Reinhold (2008): Kontrolle als Bestandteil fachlichen Handelns in den sozialpädagogischen Diensten der Kinder- und Jugendhilfe. Manuskript.
- Sen, Amartya (2002): Ökonomie für den Menschen. Wege zu Gerechtigkeit und Solidarität in der Marktwirtschaft. München: DTV
- Sennett, Richard (2002): Respekt im Zeitalter der Ungleichheit. Berlin: Berlin Verlag
- Spitzer, Manfred (2002): Lernen. Gehirnforschung und die Schule des Lebens. Heidelberg/Berlin: Spektrum Akademischer Verlag
- Stark, Wolfgang (1996): Empowerment. Neue Handlungskompetenzen in der psychosozialen Praxis. Freiburg: Lambertus
- Stengers, Isabelle (1998): „Wem dient die Wissenschaft?“, München: Gerling-Akademie-Verlag
- Stellungnahme des Bundesjugendkuratoriums (2007): Schutz vor Kindeswohlgefährdung – Anmerkungen zur aktuellen Debatte. [http://www.bundesjugendkuratorium.de/pdf/2007-2009/bjk\\_2007\\_stellungnahme\\_schutz\\_vor\\_kindeswohlgefahrdung.pdf](http://www.bundesjugendkuratorium.de/pdf/2007-2009/bjk_2007_stellungnahme_schutz_vor_kindeswohlgefahrdung.pdf) 28.3.2008